

**THEOLOGISCH-PRAKTISCHE**

# **QUARTAL SCHRIFT**

**Herausgegeben von den Professoren  
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt  
Linz a. d. Donau**

**96. Jahr**

**1948**

**4. Heft**

---

Die „Theol.-prakt. Quartalschrift“ erscheint jährlich viermal im Laufe der Monate Jänner, April, Juli und Oktober.

**Redaktion:** Dr. Maximilian Hollnsteiner und Dr. Johann Obernhumer, Linz a. d. Donau, Harrachstr. 7, Priesterseminar (Österreich).

**Verlag und Administration:** O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz a. d. Donau, Landstraße 41 (Österreich).

Wir bitten, Manuskripte, Besprechungsstücke und Tauschexemplare sowie alle Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, an die Redaktion, Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen aber an den Verlag (Administration) zu richten.

Bezugsbedingungen auf Seite 360.

## Inhaltsverzeichnis des vierten Heftes 1948

	Seite
<b>I. Abhandlungen</b>	
Gedanken über lebendiges Priesterwirken. Von Prof. Dr. Leopold Prohaska S. M., Linz . . . . .	269
Die menschlichen Züge des Alten Testaments. Von Dr. Hermann Stieglecker, Stift St. Florian . . . . .	278
Das Sakrament der Krankenölung. Von P. Dr. Robert Svoboda O. S. C., Wien-Innsbruck . . . . .	295
Die Schulfrage in naturrechtlicher und sozialetischer Beleuchtung. Von Pfarrer Rudolf Hausleithner, Schönering (O.-Ö.) . . . . .	305
<b>II. Pastoralfragen</b>	
Testament aus Rachsicht auf dem Sterbebett. Von J. B. Umburg S. J., Innsbruck . . . . .	318
Ehehindernis des Verbrechens? Von Univ.-Prof. Dr. Josef Trummer, Graz . . . . .	325
Kirchliche Trauung nach erfolgter sanatio in radice. Von Univ.-Prof. Dr. Josef Trummer, Graz . . . . .	325
<b>III. Mitteilungen</b>	
Vom elfenbeinernen Turm. Von Wilhelm Friedrich Stolz, Matrie am Brenner . . . . .	326
Ein neues Volksmeßbuch. Von Franz Mittermayr, Linz a. d. D. . . . .	328
Zum Weltmissionssonntag . . . . .	333
<b>IV. Römische Erlässe und Entscheidungen. Zusammengestellt von Dr. Karl Böcklinger, Linz a. d. D. . . . .</b>	<b>334</b>
<b>V. Aus der Weltkirche. Von Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach, Luxemburg . . . . .</b>	<b>336</b>
<b>VI. Literatur</b>	
A) Eingesandte Werke und Schriften . . . . .	347
B) Buchbesprechungen . . . . .	350
C) Neues religiöses Kleinschrifttum . . . . .	358
<b>VII. Inserate</b>	

# THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

Herausgegeben von den Professoren  
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt  
Linz a. d. Donau

Redaktion:

**Dr. Maximilian Hollnsteiner**  
Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums

und

**Dr. Johann Obernhumer**  
Professor der Pastoraltheologie

**96. Jahrgang / 1948**

---

Verlag: Oberösterreichischer Landesverlag, Linz



# Alphabetisches Sachregister

des

96. Jahrganges (1948) der „Theol.-prakt. Quartalschrift“

## I. Abhandlungen

	Seite
Altes Testament, Die menschlichen Züge des. Dr. Hermann Stieglecker . . . . .	9— 24; 104—121 191—196; 278—294
Alttestamentliches Priestertum, Hervorragende Gestalten des. Dr. Karl Fruhstorfer . . . .	24— 27; 196—201
Christ, der ringende, gezeigt an Michelangelo. DDr. Karl Eder . . . . .	27— 47
Geschlechtliche Entwicklung, Seelische Erkrank- ungen in der. Dr. Albert Niedermeyer . . .	210—222
Kirche der Leib Christi. Dr. Matthias Premm	122—142
Krankenölung, Das Sakrament der. P. Dr. Ro- bert Svoboda O. S. C. . . . .	295—305
Priesterwirken, Gedanken über lebendiges. Dr. Leopold Prohaska S. M. . . . .	1—9; 89—104 177—191; 269—277
Salve Regina, Geschichtliches über das. Dr. Otto Etl . . . . .	201—210
Schulfrage in naturrechtlicher und sozialet- hischer Beleuchtung. Rudolf Hausleithner .	305—318
Seelsorgliche Lage der Gegenwart. P. Dr. Ro- bert Svoboda O. S. C. . . . .	47— 65

## II. Pastoralfragen

Apostasie, Unterbliebene Meldung und nicht erfolgte Eintragung. Dr. August Bloderer .	229—230
Beichtzettel als Seelsorgebehelf. Franz Vieböck	143—147
Ehehindernis des Verbrechens? Dr. Josef Trum- mer . . . . .	325
Eheschließung ohne kirchliche Zeugnisse. Dr. H. Eisenhofer . . . . .	147—150
Erstbeichtunterricht, Gedanken und Anregun- gen zum. P. Friedrich Neuberger O. S. C. .	222—229
Frauen kriegsvermißter Soldaten, Die Lage der. Dr. August Bloderer . . . . .	72— 77
Schleichhandel. J. B. Umberg S. J. . . . .	65— 72
Testament aus Rachsucht auf dem Sterbebett. J. B. Umberg S. J. . . . .	318—325
Traung, kirchliche, nach erfolgter sanatio in radice. Dr. Josef Trummer . . . . .	325—326

### III. Mitteilungen

Elfenbeiner Turm. Wilhelm Friedrich-Stolz	326—328
Erstkommunion, Späte in Frankreich? Dr. J. Obernhumer	80—81
Gottes- und Nächstenliebe im Evangelium. DDr. Otto Weinberger	230—234
Grosam, Dr. Josef, und Massarette, Dr. Josef †. Dr. J. Obernhumer	150—151
Katholikentag, Der 72. Allgemeine Deutsche in Mainz	235
„New education fellowship“ und ihr Pariser Kongreß 1946. Dr. Alois Gruber	81—82
Pfarrblatt, Eine moderne Hilfe in der pfarrlichen Seelsorge. Theodor Blieweis	77—88
Schmitt, P. Albert, S. J. †. J. Miller S. J.	234—235
Volksmeßbuch, Ein neues. Franz Mittermayr	328—333
Weltmissionssonntag, Zum.	333

### IV. Berichte

Römische Erlässe und Entscheidungen. Dr. Karl Böcklinger	151—152; 334—336
Das katholische Missionswerk. Dr. Joh. Thaurer S. V. D.	235—242
Aus der Weltkirche. Dr. Joh. Peter Fischbach	152—163; 242—252 336—347

### V. Literatur

A) Eingesandte Werke und Schriften	83; 163—165 252—255; 347—350
B) Buchbesprechungen	84—86; 165—174 255—264; 350—358
C) Neues religiöses Kleinschrifttum	86—88; 174—176 264; 358—360
D) Zeitschriften	176



## Zum neuen Jahrgang 1949

Mit vorliegendem Heft ist der 96. Jahrgang (1948) der „Theologisch-praktischen Quartalschrift“ abgeschlossen. Wir danken Gott dem Lenker aller Geschicke dafür, daß er uns dieses Werk in der Unruhe der Zeit gelingen ließ, und hoffen, daß wir, so Gott will, in wenigen Jahren den 100. Jahrgang vorlegen dürfen.

Allen unseren Mitarbeitern, Beziehern und Lesern danken wir herzlich und bitten sie, trotz der oft bitteren finanziellen Lage der „Quartalschrift“ auch in diesen schwierigen Jahren weiterhin treu zu bleiben. Wir werden mit allen Kräften bemüht sein, die Zeitschrift inhaltlich möglichst reichhaltig zu gestalten. Für den neuen Jahrgang liegt bereits eine Reihe wertvoller Beiträge vor, andere sind von tüchtigen Wissenschaftlern und Praktikern, von altbewährten Autoren und neuen Kräften zugesagt. Wir werden auch trachten, das allzu bescheidene Kleid, das die Zeitumstände erzwungen haben, mit einer mehr friedensmäßigen Ausstattung zu vertauschen. Die Zeitschrift wird mit vermehrter Seitenzahl, einem verbesserten Schriftsatz und auf besserem Papier erscheinen. Der Bezugspreis bleibt gleich und beträgt für den ganzen Jahrgang (4 Hefte) S 18.—, für den halben Jahrgang (2 Hefte) S 9.—. Er kann ganzjährig oder auch halbjährig eingezahlt werden. Diesem Heft liegen zunächst für jene Bezieher Erlagscheine bei, die mit Zahlungen im Rückstand sind. Wir bitten um baldige Begleichung.

An dieser Stelle danken wir auch jenen Beziehern im In- und Auslande, die es durch Überzahlungen möglich gemacht haben, daß weniger bemittelte Interessenten die Zeitschrift zu ermäßigtem Preise erhalten konnten. Gott vergelte es ihnen! Möge das kommende Jahr viele neue Mitarbeiter und Freunde bringen, besonders auch aus dem großen Kreise unserer Mitbrüder in Deutschland, die der „Quartalschrift“ bis zu ihrer Einstellung die Treue gehalten haben!

**Redaktion und Verlag.**

# THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

## Gedanken über lebendiges Priesterwirken

Von Prof. Dr. Leopold Prohaska S. M., Linz

(Schluß)

### IV. Gemeindeseelsorge

Das *Christusgeheimnis der Kirche* ist für den Priester die bestimmende Wirklichkeit der Gemeindeseelsorge. Die Kirche ist ihm der fortlebende Christus, sein geheimnisvoller Leib. Wir sind deshalb dem Heiligen Vater so dankbar, daß er in seiner Enzyklika „*Mystici Corporis*“ dieses beglückende Geheimnis nicht nur meisterlich dargestellt, sondern uns auch Mut und Freude dazu erweckt hat.

Der Priester ist nun bestellt, die *aedificatio corporis Christi* als Lebensaufgabe zu erfüllen. Er entsagt deshalb allem, um in „ungeteiltem Dienst“ sich ihr widmen zu können. Das ist sein heiliger Beruf. Aber erst dann steht er lebendig in seinem Beruf, wenn er ihn als Berufung innerst erlebt. Es ist das Zeugnis seines Gewissens, daß er einfach nicht anders kann, als mit seinem ganzen Herzen Priester zu sein, Versöhner der großen Gegensätze in der Gemeinde. Freilich, den einen großen Gegensatz, in dem die Kirche, die *ecclesia* als die Versammlung der Ausgesonderten und Herausgerufenen, zur Welt steht, wird er niemals überwinden können. Er wird ihn als großes Leid mit seiner Gemeinde bis zum großen Versöhnungstag des Jüngsten Gerichtes tragen müssen. Den Gegensatz jedoch, in dem die Gemeinde in ihrer alltäglichen Wirklichkeit zum Ideal steht, wird er jeden Tag hingebungsvoll, erfinderisch und stark zu verringern helfen. So kennzeichnet sich sein Priesterwirken nach der innersten Berufung als Christusbrautschaft mit der Kirche, Fruchtbarkeit im Heiligen Geist und Patriarchat.

### *Christusbrautschaft mit der Kirche*

Es war in den Tagen, als die Nachforschung über ihre arische Abstammung viele Leute in die verschlagensten Dörfer suchen gehen hieß. Da kam auch eine Frau von weit her in den Pfarrhof



eines kleinen burgenländischen Dorfes. Der erst eingestellte Seelsorger hatte sich nur notdürftig eingerichtet. Die Frau empfand es als ein sehr bedauerliches Los für den Priester, daß ihm nicht seine eigene Frau das Leben schön und freundlich gestalten könnte, und entwickelte einen herrlichen Zukunftstraum, den die damals bewegten Gemüter Zweiflern glaubhaft machen wollten. Der Traum wird sich wohl nie erfüllen, nicht deshalb, weil die Kirche das Zölibatgesetz nicht aufheben wird, sondern weil der Priester in einer höheren Welt übernatürlicher Wirklichkeit eine von diesen Menschen kaum erahnte Erfüllung der reinsten Sehnsucht Erlösten Menschentums erfährt, die auch die schönsten Träume überfliegt: die Christusbrautschaft mit der Kirche.

Was ist Christusbrautschaft mit der Kirche? Christus hat sich die Kirche zur Braut erwählt. Seine Liebe drängt ihn, sich für sie im Erlösungstod am Kreuze hinzuopfern. Aus seinem Tod jedoch ersteht das Leben. Er erweckt seiner Braut immer wieder Kinder im Wasserbad der Taufe durch das Wort des Lebens. Er wird nicht müde, an ihr ständig das Heil zu wirken. Er will sie makellos und immer schöner ohne Alterswelken und Runzeln und jugendfrisch erhalten. So schildert uns Paulus im Epheserbrief (5, 25 f.) Christi Verhältnis zu seiner Kirche. Es ist demnach ein dreiteiliges Geheimnis: ein Liebes-, Lebens- und Heilsgeheimnis. An dieser Brautschaft mit seiner Kirche gewährt Christus dem Priester Anteil, da er doch im Sakrament der Weihe „alter Christus“ wird. Die ihm anvertraute Gemeinde ist tatsächlich in der Welt des Übernatürlichen seine „Angetraute“, seine Braut. In ihr begegnet er der Kirche, der Braut Christi. Sagt doch das Volk vom Bewerber einer Pfarre, daß er auf Brautschau geht. Der Priester ist kein Fremdling im Bereich der Liebe, wenn es auch nicht die Liebe zu einer irdischen Braut, sondern zur himmlischen, der Braut Christi in der irdischen Erscheinungsform der Kirche ist.

Der Priester darf sich seiner Gemeinde hinopfern zum Zeichen seiner Liebe. Die Sonntagsmesse, die er pro populo aufopfert, trägt zugleich auch sein Lebensopfer vor Gott, auf dessen himmlischen Altar, hin. Um Christus in seiner Braut zu „ungeteiltem Dienst“ hingegeben zu sein, steht sein großes Verzichtens als ständig aufgerichtetes Kreuz in seinem Leben. Wird doch Jungfräulichkeit schon in der Urkirche mit dem Martyrium verglichen. Das erwirbt ihm aber auch einen inneren Anteil an der Gnadenvermittlung des Gotteslebens an all die Seelen, denen er das heilige Sakrament der Taufe spendet. Die darin begründete geistliche Verwandtschaft hat die Nähe und Wärme einer geistlichen Vaterschaft.

Mit den übrigen Sakramenten begleitet der Priester den Lebensweg seiner Pfarrkinder bis zu ihrer ewigen Heimat. Welch



ein unermeßlicher Lebensreichtum bietet sich ihm in der Seelsorge an! Er hat es mit den verschiedensten Seelen zu tun, von denen jede einen unergründlich reichen Gottesgedanken offenbart. Wenn schon Franz von Sales sagt: „Eine Seele ist Diözese genug“, dann bietet schon die kleinste Pfarrgemeinde, wenn sie auch nur wenige und einfache Seelen zählt, ein ungeheuer großes Betätigungsfeld für die Seelsorge. Da dem Priester so viele Seelen anvertraut sind und nicht nur eine, wie dem Ehemann, läßt sich kaum ein Vergleich zwischen der inneren Beglückung der beiden anstellen. Diese nun ganz verschiedenen Seelen einer Gemeinde weist Gott in ihren ernstesten Lebenslagen an den Priester, damit sie durch dessen Vermittlung sakramentale Begnadigung erfahren.

Wenn eine Seele vom Heilsweg abirrt, in die Wüste geht, unter die Räuber fällt, nahe dem ewigen Verderben, dem ewigen Tode kommt, dann tritt der Priester mit sorgendem Herzen heran, heilt die Wunden und bringt sie wieder auf den richtigen Weg. Dazu steht ihm das heilige Sakrament der Buße zu Gebote.

Wenn eine Seele zum Ausharren in Versuchung und Not der Gotteskraft bedarf, dann reicht ihr der Priester das Gottesbrot vom Altartisch. Wenn zwei Menschen an den Altar herantreten, um den Bund ihres Lebens sakramental zu begründen, dann segnet der Priester dieses Herzensbündnis als Gleichnis seines eigenen Bundes mit Christus.

Wenn eine Seele sich zum Abschied von dieser Welt rüstet, um hinüber zur himmlischen Hochzeit des Lammes aufzubrechen, dann steht der Priester mit dem heiligen Sakrament der Ölung ihr zur Seite. Solche Seelen sind ihm die trauten Vorböten, die er hinüberschickt, um seine eigene Aufbruchsbereitschaft drüben anzumelden.

In lebendigem Anteil an Christi geheimnisvoller Union mit seiner Kirche, die den Priester mit Christus in eine Liebes-, Lebens- und Heilsverbindung zu seiner Gemeinde bringt, reift er durch sein priesterliches Tun innerlich zur Fruchtbarkeit im Heiligen Geist.

### *Fruchtbarkeit im Heiligen Geist*

Der Heilige Geist, der doch der Geist der Liebe ist, schwebte einst über den Gewässern als Geist des Lebens, der die Welt zur Fruchtbarkeit mannigfaltigen Lebens weckte. Seine Gestalt schwebt auch heute in der sinnbildlichen Darstellung der Taube über unseren Predigtkanzeln. Das deutet wohl an, daß unsere Predigten sich im Kraftfeld des lebenspendenden Heiligen Geistes bewegen sollten. Sind unsere Predigten tatsächlich lebenweckend, weil selbst voller Leben? Wenn die Ausarbeitung der Predigt aus der lebendigen Bewegtheit des Priesterherzens kommt, wirkt sie lebendig.

Beziehen wir in die Predigtstätigkeit auch die Vorbereitung und Ausarbeitung ein, so können wir drei Stufen in ihrer Entfaltung unterscheiden: den Predigtplan, den Predigtentwurf und die Predigt selbst.

Das *Planen* der Predigt umfaßt drei Punkte: die Zielfestsetzung, die Einwände dagegen, die Widerlegung durch Gegenbeweise. Praktisch gehe ich es am besten so an: 1. Ich nehme ein Blatt her und schreibe mir das beabsichtigte Ziel meiner Predigt hin (z. B. „Bete ohne Unterlaß!“). Ich stelle mir genau Ort und Zeit, wie auch die Zuhörer vor. — 2. Ich versuche mit ihnen einen geistigen Gedankenaustausch. Welche Einwände werden sie mir gegen das vorgesetzte Ziel vorbringen können? (Z. B. keine Zeit, Zerstreuung, keine Freude usw.) Diese Einwände schreibe ich mir gleichfalls, so wie sie mir gerade in den Sinn kommen, auf das Blatt. — 3. In scharf gefaßten Hauptsätzen widerlege ich die Einwände (z. B., daß Beten nur ein Antwortgeben auf Gott ist) und bringe auch zugleich Beweise bei, die mir eigene oder fremde Erfahrung (z. B. Gebeterlebnisse einfacher Menschen, Aussprüche und Bekenntnisse), zumeist aber die Heilige Schrift („Betet ohne Unterlaß!“) anbieten. Nun steht auf meinem ersten Blatt alles kunterbunt aufgeschrieben, was meine bisherige nüchterne Verstandestätigkeit ergeben hat.

Der *Predigtentwurf* kommt auf ein zweites Blatt. Ich versuche mich für das Thema zu begeistern und so bemühe ich mich, das Gedankengut meines „Planes“ zu einem psychologischen Ganzen zusammenzufügen. Durch die Predigt soll nämlich ein immer gleiches psychologisches Geschehen bewirkt werden: den Zuhörer für meine eigene Glaubensüberzeugung zu gewinnen. Ich habe die Aufgabe, ihn von seinem Standpunkt zu dem meinen herüberzuholen und ihn zur Verwirklichung der gewonnenen Überzeugung anzulocken. Zu diesem Zweck werde ich mein Gedankengut nach folgenden Gesichtspunkten ordnen: Einleitung, Hauptteil, Schluß.

Die Einleitung enthält fallweise einstimmende Gedanken, Erzählungen, Schilderungen oder Fragen und kündigt offen oder manchmal verhüllt das Thema an. Der Hauptteil enthält gewöhnlich drei Punkte. Er widerlegt die vermuteten Schwierigkeiten und Einwände, begründet mit wachsender Durchschlagskraft den Hauptsatz. Dazu müßten die Motive so angeführt werden, daß die stärksten gegen Schluß kommen. Endlich werden noch Winke zur Verwirklichung des Zielsatzes gegeben. Der Schluß bringt nochmals einige ansprechende Beweggründe aus der christlichen Eschatologie. Sehr wirksam ist nicht nur die Aufforderung zum Gebet, sondern ein frei geformtes Gebet des Predigers selbst.



Die Ausführung der Predigt erfolgt zunächst schriftlich. Dies ist für den Beginn einer wirksamen Predigtstätigkeit ganz unerläßlich! Dann kommt die mündliche Ausführung auf der Kanzel. Am Ton und an der Stimme werden die Zuhörer gleich merken, wie weit das Vorgebrachte dem Priester selbst am Herzen liegt, aus welchen Tiefen seines ergriffenen Herzens jedes Wort herausquillt. Das innerste Geheimnis gottbegnadeter Predigtstätigkeit ist ohne Zweifel die Meditation. Sie führt in die schweigende Betrachtung der göttlichen Geheimnisse. Reden kann hier nur, wer schweigen gelernt hat vor unaussprechlichen Mysterien. „Wer sagt etwas, wenn er von Gott redet? — Aber wehe denen, die über Ihn schweigen, denn auch die Geschwätzigsten sind hier Stumme“ (St. Augustinus, Conf. I, 4). Die Betrachtung zeitigt ja als Frucht die innere Ergriffenheit, die sich auf die Zuhörer überträgt. So wird denn die Predigt nichts anderes sein als die reife Frucht des innerlichen Gebetes, die sich leicht vom Herzen des Priesters löst.

Wer mit solch sorgfältiger Treue und warmem Herzensanteil seine Predigtstätigkeit ausübt, den wird der Vorwurf nicht treffen, den Ferdinand Hoffmann in seinem Buch „Sittliche Entartung und Geburtenschwund“ (S. 76) erhebt: „Der Wert einer Idee wird nicht daran gemessen, inwieweit ihre berufenen Vertreter sie an sich selbst in die Tat umzusetzen vermögen, sondern daran, ob sie fähig sind, auch die Nichtberufenen für ihre Idee zu entzünden. Die berufenen Vertreter der Kirche haben dies nicht vermocht; denn die Verteidigung einer Idee erfordert ununterbrochenen Einsatz bis zur Selbstaufgabe. Unseren Pfarrern brannte nicht mehr das Herz wie den Aposteln, sie lebten nicht mehr im dauernden Bewußtsein einer verpflichtenden Begnadigung von oben. Die Welle der sittlichen Idee des Christentums lief sich tot in schwächlichen Sonntagspredigten und muffigen Gebetsstunden, Stunden des Schlummers für die Gemeindemitglieder, in denen weniger seelische Erbauung als körperliche Erholung vorherrschend war. Niemals wird einer besiegt ohne eigene Schuld, niemals einer überwältigt, dessen Seele sich verzehrt in der Verwirklichung eines Glaubens. Der Seelsorger war nicht mehr ein Kämpfer inmitten einer erdrückenden Übermacht, verbrannt und gezeichnet vom Geist, eine lodernde Fackel seiner Lehre, ein Bessener seiner Überzeugung! Die Dinge, die vom Tod und Leben und von der Unsterblichkeit handeln, erfordern keine mittelmäßigen Schwächlinge. In diesen Dingen obsiegt nur der Stärkere, der Bessere, der Überzeugtere.“

Im Gegensatz zu den haßerfüllten Vorwürfen wird eine langjährige Treue in der Predigtstätigkeit den Priester selbst in der Glutkraft des Heiligen Geistes zur Persönlichkeit formen. Er er-

lebt ja an sich selber, wie das Wort, das er in der Stille der Betrachtung empfängt, in ihm Fleisch wird; wie der beherzte Gedanke unter Wehen des Geistes zum Kangleib des Wortes geboren wird. Sein Wort, aus der Vermählung seines Geistes mit Gottes Geist hervorgegangen, nimmt nun seinen Weg durch den Raum und langt wieder bei Menschen an, um in ihnen durch ihr Tun Fleisch zu werden. Wer so im lebendigen Geschehen des lebendigen Gottesgeistes steht, der kann nicht anders, als selbst ein Lebendiger zu sein und lebenweckend zu wirken: Eine marienhafte Haltung allein wird dazu befähigen, dieses eine Wort: „Siehe die Magd, die liebende Seele! Mir geschehe nach Deinem Wort!“. Auch daß das Wort bei den Zuhörern Aufnahme findet, ist an die Vorbedingung einer empfangsbereiten Seelenhaltung gebunden, die der Prediger erst zu erwecken hat. Damit schließt sich ein Poltern und Donnern auf der Kanzel aus. Ganz verfehlt ist auch, eine moralische Daumenschraube anzusetzen. Wie käme es denn zur Opferbereitschaft der Liebe?

Der Heilige Geist macht die Liebe des Priesters auch erfinderisch in den übrigen Bereichen seiner Gemeindegeseelsorge. Der Pfarrer wird nicht nur die traditionellen Formen der Gemeindegeseelsorge mit lebendig wachem Geist getreulich hüten, sondern für neue Bedürfnisse neue Mittel finden. Die Formen der Glaubensverkündigung sind mit Predigt und Christenlehre ja nicht erschöpft. Wir kennen noch die Formen der Jugendbetreuung in Glaubensstunden und Werkstunden, weiters die Kinderandacht, Elternstandeslehre, Mütterstunden und Müttermessen, Bibelstunden und Bibelrunden. Der vom lebendigen Heiligen Geist bewegte Priester wird aber nicht nur die altbewährten Formen der Seelsorge, wie sie uns die Kirche in ihrer jahrhundertealten Erfahrung übermittelt, mit stets neuem Leben erfüllen; er wird nicht nur die neuen Mittel der Seelsorge in gegenwärtiger Stunde in hingebungsvoller Anpassungsfähigkeit zum Heil der Seelen nützen, sondern wird, in die Zukunft schauend, seine Gemeinde vor Gefahr und Bedrohung schützen und für die Bewährungsstunde innerlich rüsten. Er hört, versteht und befolgt den Ruf eines Bischofs unserer Tage: „Von der Bewahrungsseelsorge zur Bewährungsseelsorge!“ Deshalb wird er Laien immer stärker zur missionarischen Tätigkeit in der eigenen Pfarre heranziehen, sie aber auch dafür schulen und schulen lassen. Aus der lebendigen Fülle eines fruchtbaren Wirkens im Heiligen Geist wächst dem Priester mit den Jahren allgemeine Anerkennung und Liebe zu. Es umkleidet ihn väterliche Autorität, Patriarchat.

#### *Patriarchat*

Gott-Sohn hat den Priester in sein Verhältnis zur Kirche mit hineinbezogen. Gott-Heiliger Geist weckt ihn zur Fruchtbarkeit



lebendigen Priesterwirkens. Der Priester darf endlich im „unge-  
 teilten Dienst“ an der Christusbraut, der Kirche, nun an sich  
 selber die noch verhüllte Gestalt Gott-Vaters den Menschen sicht-  
 bar machen. Es breitet sich ein ganz eigener Glanz von geistlicher  
 Vaterschaft über ein langjähriges Priesterwirken. Es ist Abglanz  
 von Gott-Vater. Johann Adam Möhler hat schon vor einem Jahr-  
 hundert (1828) gegen die Anstürmer des Priesterzölibates mit be-  
 redten Worten von der priesterlichen Vaterschaft gesprochen:  
 „Man muß es selbst gesehen oder empfunden haben, welche  
 Quelle der innigsten Freuden es gewährt, als Vater von einer  
 ganzen großen Gemeinde verehrt und geliebt zu werden, sie alle  
 in seinem Herzen zu tragen, das Wachstum des ausgestreuten gött-  
 lichen Samens zu bemerken und unter seiner Hand Früchte für  
 den Himmel heranreifen zu sehen. Kennen muß man aus Erfah-  
 rung die Seligkeit, welche aus der Verbindung mit frommen  
 Seelen strömt, die mit einer Innigkeit und Lebendigkeit an dem  
 würdigen Seelsorger hängen, die umso größer ist, je mehr man  
 es fühlt, daß auch er ganz seinem Hirtenamte lebt und alle seine  
 Wünsche und Freuden in demselben beschlossen sind“ (Der unge-  
 teilte Dienst, S. 143).

Wenn schon der Pfarrer in diesem Lichte priesterlicher Vater-  
 schaft vor seiner Gemeinde steht, wie erst die Gestalt des Bi-  
 schofs vor der ganzen Diözese! Der Pfarrer wird nicht versäu-  
 men, seinen Pfarrkindern ihren Bischof in diesem Lichte erschei-  
 nen zu lassen, und sich nicht anders als einen Gehilfen des  
 Bischofs fühlen. Er braucht nicht zu glauben, daß er dadurch  
 etwas von seinem Ansehen bei den Gläubigen verliert, sondern  
 im Gegenteil: es wird das gemeinsame Leben, das die Kirche trägt,  
 wie aus seinen väterlichen Urgründen strömend empfunden. Da-  
 zu geben sich als willkommene Gelegenheiten die Gedenktage des  
 Bischofs im Laufe des Jahres: sein Weihetag und sein Namenstag.  
 Ein bischöfliches Hirtenwort an die Gemeinde wird mit so viel  
 Liebe und Wärme den Pfarrkindern angekündigt und verlesen,  
 daß sie spüren, welchen Widerhall diese Worte in seinem  
 Herzen gefunden haben.

Erst recht wird der Pfarrer seine eigene Liebe und Verehrung,  
 die er zum Stellvertreter Christi trägt, auf seine Pfarrkinder über-  
 tragen. Sie dürfen ja mit ihm den Bischof von Rom „Heiligen  
 Vater“ nennen. Oft wird der Pfarrer seinen Gläubigen vom Le-  
 benseweg des Heiligen Vaters erzählen. Er wird mit seiner Ge-  
 meinde die jährlichen Gedenktage der Papstwahl (2. März) und  
 der Papstkrönung (12. März) feiern, nach der monatlichen Gebets-  
 meinung des Heiligen Vaters beten, besonders aber dessen Meinen  
 und Wollen, wie es in den päpstlichen Rundschreiben sich kund-  
 gibt, seinen Pfarrkindern erklären und zugänglich machen.

Liegt nicht im Zug der Herzen der Pfarrkinder zu ihrem Pfarrer und des Pfarrers mit seiner Gemeinde zu ihrem Bischof und weiterhin des Bischofs mit seiner Diözese zum Heiligen Vater das Bild der Heimholung der Welt an das Vaterherz Gottes?

Eine innerlich lebendige Pfarrgemeinde baut sich aus den lebendigen Bausteinen der einzelnen Seelen auf, um die sich der Priester in der Einzelseelsorge bekümmert. So viel Leben der Priester in seiner Seele trägt, so viel strömt auch in diese Seelen ein. Er selber erhält sich und steigert sein Gnadenleben durch priesterliche Selbstheiligung, durch seine Verbundenheit mit Christus, der seine Sendung in die Welt mit den Worten verkündet: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben und es in überreicher Fülle haben“ (Jo 10, 10).

### *Gedanken und Tat*

Gedanken sind noch keine Taten. Doch müssen die Taten zuerst gedacht werden, bevor sie in die Verwirklichung übergeführt werden können. Wir müssen uns aber vor der Selbsttäuschung hüten, die sich mit schönen und auch wertvollen Gedanken über lebendiges Priesterwirken sättigt und damit zufrieden ist. Unsere Rechtfertigung vor Gott finden wir erst durch vollführte Taten lebendigen Priesterwirkens. Gedanken war der erste Teil. Der andere ist unser künftiges Tun.

Und auf das Herz kommt es an!

„ . . . der Mensch ist gering,  
Und nur sein Herz ist das große Ding.“

(Das Apostelspiel von Max Mell.)

Nirgendwo ist aber unsere Herzensbildung nach dem Herzen Jesu so sicher gewährleistet wie im Herzen unserer unbefleckten Mutter. Vielleicht hat aber auch mancher Mitbruder sich schon andere Gedanken über Priestertum und Priesterwirken im Heute gemacht oder ist beim Lesen dieser Abhandlungen dazu angeregt worden. Dann möge er sich hinsetzen und diese aufschreiben, damit ein weiterer Meinungsaustausch zu gemeinsamem Nutzen und Frommen sich anbahne. In einem Gedanken aber werden wir uns alle einig sein. Das Gebot der Stunde lautet:

### *Lebendiges Priesterwirken!*

Ergäbe auch eine sorgfältige Überprüfung unseres Priesterwirkens eine gute Übereinstimmung mit dem vorgezeichneten Ideal, so bliebe dennoch das Wort des Herrn aufrecht: „Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen war, so sagt: Wir sind unnütze Knechte“ (Lc 17, 10).



Wie es am Schluß dieser Auseinandersetzung einem jeden von uns zumute ist, kann wohl nicht besser ausgedrückt werden, als wie es in einer Salzburger Handschrift aus dem Mittelalter steht:

Ein Priester muß sein  
ganz groß und ganz klein  
vornehmen Sinn's wie aus Königsgeschlecht  
einfach und schlicht wie ein Bauernknecht  
ein Held, der sich selbst bezwungen  
ein Mensch, der mit Gott gerungen  
ein Quell von heiligem Leben  
ein Sünder, dem Gott vergeben  
ein Herr dem eigenen Verlangen  
ein Diener der Schwachen und Bangen  
vor keinem Großen sich beugend  
zu dem Geringsten sich neigend  
ein Schüler von seinem Meister  
ein Führer im Kampf der Geister  
ein Bettler mit flehenden Händen  
ein Herold mit goldenen Spenden  
ein Mann auf den Kampfesstätten  
eine Mutter an Krankenbetten  
Greis im Schauen  
ein Kind im Trauen.  
Nach Höchstem trachtend  
das Kleinste achtend  
bestimmt zur Freude  
vertraut dem Leide  
weitab vom Neide  
im Denken klar  
im Reden wahr  
des Friedens Freund  
der Trägheit Feind  
feststehend in sich  
ganz anders als ich:  
Betet für mich!

# Die menschlichen Züge des Alten Testaments

Von Dr. Hermann Stieglecker, Stift St. Florian

## III. Die Entwicklung des Jenseitsvergeltungsglaubens

### 1. Die Grundlage

#### a) *Die Lehre vom gerechten Gott*

„Entwicklung“ sagen wir, wenn wir gewisse Geschehnisse, die für unsere menschliche Schau miteinander verklammert sind, einem bestimmten Endpunkt zustreben sehen. Wenn wir tiefer sehen, müssen wir sagen „göttliche Führung“. Allein weil diese göttliche Führung unserem geistigen Auge nur stellenweise zugänglich ist und — was die Hauptsache ist — ihre Tiefen für uns überhaupt unergründlich sind, gehen wir in unserer Darstellung von dem aus, was im Alten Testament als Wirkung dieses göttlichen Eingreifens klar zutage tritt, ohne dabei die geheimnisvolle göttliche Leitung aus dem Auge zu verlieren, die hinter dieser „Entwicklung“ steht.

Unserer bisherigen Darlegung zufolge kennt Israel bis in die letzten Jahrhunderte vor Christus keine Jenseitsvergeltung. Aber im Keim ist sie vorhanden, denn das Offenbarungsvolk besitzt vom Anfang an eine Wahrheit, die im Zusammenhalt mit den Menschheitsschicksalen im kleinen und im großen zur Erkenntnis führen muß: Es gibt eine Vergeltung jenseits des Todes! Und diese Wahrheit, die auf dem angedeuteten Weg zu dieser Erkenntnis leitete, heißt: *Gott ist gerecht.*

Es ist richtig, daß auch andere Völker jener Zeit eine Vorstellung von der Gerechtigkeit Gottes hatten, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, daß diese als gerecht gedachte Gottheit ihr ganzes Leben beeinflußte und daß bei den Semiten diese Beeinflussung stärker war als bei manch anderen Völkern. Wir wissen auch, daß diese Völker nicht bloß den Begriff der rituellen Reinheit gegenüber der Gottheit kannten, sondern auch zwischen sittlich guten und schlechten Handlungen zu unterscheiden verstanden und dafür Lohn erwarteten oder Strafe befürchteten. Es hat wohl auch bei anderen Völkern Sittenlehrer gegeben, die auf die belohnende und strafende göttliche Gerechtigkeit hinwiesen, aber keinem einzigen Volk wird diese Wahrheit so eingeschärft und so eingehämmert wie gerade den Israeliten, angefangen von der ersten gottwidrigen Tat, der Paradiesessünde, und weiter über den Brudermörder Kain, über die Sünder vor der Flut, die Hochmütigen vom Turmbau, die verkommenen Lüstlinge von Sodoma und Gomorrha, hindurch den ganzen Pentateuch und hindurch durch das Josue-



und Richterbuch, das ganz besonders ausgeprägt von diesem Standpunkt aus geschrieben ist, bis zum letzten Satz der alttestamentlichen Geschichtsschreibung. Ebenso ist in den lehrhaften Büchern überall die Wahrheit von der belohnenden und strafenden göttlichen Gerechtigkeit mit unerhörter Schärfe herausgestellt. In der Geschichte der israelitischen Königszeit wird, wie schon erwähnt, jeder Herrscher als guter oder schlechter König gekennzeichnet, je nachdem er tat, was gut oder böse war in den Augen des Herrn. Eine Beurteilung aller Herrscher von diesem Standpunkt aus finden wir in keiner Geschichte der alten Völker, soweit wir überhaupt von einer Geschichte reden können.

Dazu kommen die 16 Schriftpropheten und die anderen, die keine Schrift hinterlassen haben. Sie rufen mit unerhörter Wucht, Glut und Bildhaftigkeit der Sprache, die im Schrifttum der verschiedenen Völker kaum ihresgleichen hat, immer wieder und immer wieder die Wahrheit in das Volk hinein: Gott lohnt und straft! Wenn diese Propheten auch klagen, daß Israel auf sie nicht hören will, so machen ihre Predigten trotzdem wenigstens auf einen Teil des Volkes großen Eindruck, und ihre Gedanken setzen sich schließlich durch. Zu dieser Erziehung im Vergeltungsglauben kommt im Jahre 722 als unumstößlicher Tatsachensbeweis für diese Wahrheit der Sturz des Nordreiches und die Wegführung eines Teiles seiner Bewohner in die assyrische Gefangenschaft (2 Kg 17, 7—18), und später folgt — was noch mehr besagte — der Fall des Südreiches. Das Unfaßbare war eingetreten: die Heilige Stadt war verwüstet, der Tempel, auf den die Israeliten, ohne ihr sittliches Leben in Betracht zu ziehen, ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten, war zerstört (Jer 7, 4), das Königtum Dawids hinweggefegt; es war kein Altar, kein Opfer, das Volk Gottes war in der Gefangenschaft unter den Heiden wie andere Völker. Wieder wird ihnen vorgehalten, und wieder müssen sie es hundertmal hören: Das alles ist nur deshalb so gekommen, weil ihr Gottes Gesetz mit Füßen getreten habt! Der bessere Teil des Volkes sieht diese Wahrheit schließlich ein, und so wird die Überzeugung vom unbeirrbareren Walten der göttlichen Gerechtigkeit in Israel allmählich fest verankert, es betrachtet sich selbst als Zeugen dieser Gerechtigkeit, an denen sich ihre Drohungen auf schreckliche Art erfüllt haben.

#### *b) Der Lehrmeister*

Selbst wenn irgend ein anderes Volk einen ähnlichen Lehrgang der göttlichen Gerechtigkeit durchgemacht hätte wie Israel, so bestünde dennoch ein ungeheurer Unterschied. Israel hat einen einzigen Gott, der die volle Macht in seiner Hand vereinigt, der keinen zweiten oder dritten Gott, kein irgendwie

geartetes göttliches Wesen neben sich hat, einen einzigen Gott, von dem ganz allein das Geschick jedes Menschen samt seinem Verdienst und seiner Schuld abhängt, von dem allein er Lohn oder Strafe zu gewärtigen hat. Dieser eine allwissende, allmächtige, gerechte Gott ist wirklich jene Macht, auf die das ganze Denken und Wollen Israels hingeordnet ist. Im Alten Testament wird alles Geschehen im kleinen und im großen nur von der Seite her gesehen, ob es dem Willen dieses einzigen Gottes entspricht oder nicht. Dieser Eine ist der Lehrer der göttlichen Gerechtigkeit in Israel, ist der Gott, vor dessen Gerechtigkeit sie zittern und auf dessen Gerechtigkeit sie hoffen.

Im Gegensatz dazu sieht sich der Polytheist einer Vielheit von Göttern gegenüber, die die Macht untereinander teilen und die, wie z. B. der Babylonier aus seiner offiziellen Theologie weiß, in ihrem Wollen durchaus nicht immer eins sind, die nicht selten einander entgegenarbeiten. Er weiß aus seiner heidnischen Theogonie und Kosmogonie im Enuma elish, daß zwischen den Urgöttern und den jüngeren Gottheiten schwere Unstimmigkeiten bestanden und daß die Urgötter von den jüngeren Göttern getötet wurden. Aus dem babylonischen Sündflutbericht war dem Babylonier auch bekannt, daß der geheime Götterplan, eine Flut zu senden, durch den Verrat des Gottes Ea zur Kenntnis des babylonischen Sündfluthelden Utnapishtim gelangte und daß eben deshalb nach der Flut unter den Göttern ein arger Zank entstand.

Man darf annehmen, daß z. B. auch der Babylonier vor seinen Göttern große Furcht hatte. Aber es ist klar, daß die Ehrfurcht des Israeliten vor seinem einzigen Gott Jahweh weit größer sein mußte und daß dessen Einfluß auf die seelische Gestaltung des Volkes weit tiefer und nachhaltiger war. Israel sieht sich ja einem einzigen Gott gegenübergestellt, dessen Macht unteilbar, unverrückbar ist, dessen gerechte Strafe niemals ausbleibt, dem es unter gar keinen Umständen entfliehen kann. Die Götter der übrigen Völker hingegen stellen keine ungeteilte und unteilbare Macht dar, sondern ein bewegliches Kräftespiel, dessen Schwerpunkt wechseln kann. Es bietet infolgedessen dem Menschen die Möglichkeit, den einen Gott hinter dem Rücken des anderen und gegen seinen Willen um Hilfe oder um Verzeihung anzurufen und auf diesem Wege sein Ziel auch zu erreichen. Ein solches Ausweichen vor dem Vollzug des göttlichen Willens oder der göttlichen Gerechtigkeit, eine solche Ausschaltung des Gerechtigkeitswillens des einen Gottes durch das erbetene Dazwischentreten einer anderen Gottheit kennt der Israelit einfach nicht, derartiges ist durch den Monotheismus von vorneherein einfach undenkbar. Man vergleiche dazu die Stelle Psalm 139,

7—12, die diese Unentrinnbarkeit Gottes bildhaft und packend vor Augen führt:

Wohin soll ich gehen vor deinem Geiste,

Wohin fliehen vor deinem Antlitz?

Stiege ich auch zum Himmel hinauf, du bist dort.

Läg' ich auch drunten im Totenreich, siehe, da bist du.

Nähm' ich mir auch des Morgenrots Schwingen

Und ließe mich nieder am Ende des Meeres,

So würde auch dort deine Hand mich geleiten,

Deine Rechte mich fassen.

Und dächt' ich: „Ja, Finsternis soll mich verhüllen,

Zur Nacht soll werden das Licht um mich her“,

So wär' auch die Finsternis für dich nicht finster,

Die Nacht wäre hell wie der Tag,

Die Finsternis wie das Licht<sup>1)</sup>.

Für den Israeliten mochte es, wie schon einmal angedeutet wurde, eine schwere Belastungsprobe seiner religiösen Überzeugung sein, daß es ihm verwehrt war, sich in Zeiten der Not, da Jahwe's Hilfe auszubleiben schien, an andere Götter um Erhörung zu wenden. Viele werden da auch versagt und tatsächlich bei den Götzen Hilfe gesucht haben. Aber immerhin war ein wirksames Erziehungsmittel hin zur großen Erkenntnis das Bewußtsein: es gibt nur einen Gott, nur einen Helfer, nur eine Gerechtigkeit, und nur von einem hast du Lohn oder Strafe zu erwarten, und das unfehlbar gewiß!

Wir haben diese Erziehertätigkeit des Alten Testaments hier möglichst klar herausgestellt, nicht bloß weil dies der Zug der Darstellung im Rahmen des Ganzen verlangt, sondern auch, damit wir uns wieder einmal bewußt werden, welch ungeheure sittliche Kräfte namentlich auch in dieser Hinsicht das vielverlästerte Alte Testament in sich birgt.

## 2. Das große Ringen

### a) Keimende Schwierigkeiten

Das ist also der unerschütterliche Unterbau des Vergeltungsglaubens in Israel, der Glaube an den einzigen, allmächtigen, allwissenden, unwandelbar gerechten Gott, der seine Macht mit keinem anderen Wesen teilt, dem beim Vollzug seiner Gerechtigkeit niemand in den Arm fallen kann, dessen Lohn und Strafe also unter allen Umständen eintreten muß und nie ausbleiben kann. Diese Überzeugung enthielt, wie schon gesagt, im Keim die

<sup>1)</sup> Wir folgen hier wie anderwärts der ausgezeichneten Übersetzung Hennes. Auffassungen des hochverdienten Übersetzers, die wir nicht zu teilen vermögen — der Fall ist nicht häufig —, werden stillschweigend unserer Meinung entsprechend abgeändert.



Jenseitsvergeltung; sie mußte zu dieser Erkenntnis führen — um so sicherer, je kraftvoller sie im Bewußtsein des Volkes lebte. Weil der Jenseitsvergeltungsglaube bei den Israeliten im Keim schon vorhanden war, ist es unwissenschaftlich, den später voll entwickelten Jenseitsvergeltungsglauben ohne weiteres einzig von den Überzeugungen anderer Völker abzuleiten. Wir dürfen höchstens sagen, daß sich israelitische Gedanken mit verwandten Gedanken anderer Völker begegneten und daß dadurch die Entwicklung in Israel beschleunigt wurde.

Wie früher gesagt, glaubte man in der älteren Zeit, daß sich die unfehlbar sicher eintreffende göttliche Gerechtigkeit auf der Erde im Verlauf eines einzelnen Menschenlebens oder auch im Leben einer Reihe von Geschlechtern oder auch in der Geschichte der Völker vollziehe. Nun gab es aber Gerechte, die unschuldig schwer zu leiden hatten und deren sich die göttliche Gerechtigkeit nicht anzunehmen schien. Die Menschen dachten in diesem Fall: Vielleicht liegen geheime Sünden vor, die nur Gott kennt und die die Strafe auf sie herabgerufen haben. Der Fall war erledigt, vor allem für die, welche nicht auch selber zu diesen unschuldig Leidenden gehörten. Es gab auch Gottlose, die der Herr ungestraft ließ. Aber die feste Überzeugung, daß jeder nach seinem Verdienst oder Mißverdienst empfängt, ließ in vielen wohl kaum irgendein Bedenken zu Wort kommen, namentlich in solchen nicht, die von sich aus keinen Grund hatten, dem betreffenden Bösewicht feind zu sein, weil sie ihm manches zu danken hatten. Man übersah diese Dinge bisweilen auch, weil man eben in der zur Gewohnheit gewordenen Überzeugung lebte, daß alles, was geschieht, vollauf der göttlichen Gerechtigkeit entspricht; man übersah sie wie jemand, der einen Text nach Druckfehlern absuchen soll, der aber, weil seinem Geist nun einmal das Bild des richtigen Textes eingeprägt ist, die vorhandenen Druckfehler unbewußt verbessert und infolgedessen keinen bemerkt. Viele haben wohl auch gar nicht gewagt, mit dem Gedanken auch nur zu spielen, daß sich Gottes Gerechtigkeit im Menschenleben nicht in jedem einzelnen Fall erfüllt. Freilich wird es auch damals Tausende gegeben haben, die in ihrem vermeintlich oder wirklich unverschuldeten Leid mit Gott haderten und still im Herzen oder auch mit dem Mund seine Gerechtigkeit in Zweifel zogen, allein ihr Schrei ist verhallt und nicht zu uns gelangt.

#### b) Die Psalmen

Wir hören im Alten Testament lange nichts davon, daß jemand den Finger auf diese heikle Frage gelegt hätte. Aber allgemach werden die quälenden Zweifel häufiger, dreister und lauter; sie wagen sich in die Öffentlichkeit. Der Widerhall davon, die Antwort auf diese Zweifel tönt uns zunächst aus jenen Psalmen

entgegen, die das Problem des unschuldig leidenden Gerechten und des übermütig triumphierenden Gottlosen behandeln. Denn diese Psalmen wollen sicher nicht nur ein Lobpreis der göttlichen Gerechtigkeit sein, sondern auch der Abwehr dienen gegenüber solchen, die wegen der ungesühnten Ungerechtigkeiten auf der Erde dem Zweifel verfallen sind. Der Psalmdichter läßt allerdings Menschen, die mit Zweifeln an der gerechten göttlichen Weltregierung zu ringen haben, ausgiebig zu Worte kommen; aber diese Zweifel werden alle mit den schon erwähnten Gründen — das Glück der Gottlosen dauert nur kurze Zeit u. dgl. — als grundlos zurückgewiesen. Im Psalm 88 folgt allerdings auf die schmerzvolle Frage des Leidenden: „Warum verstößt du mich o Herr, hältst vor mir dein Antlitz verborgen...“ (Vers 15) keine beruhigende, erlösende Antwort, er endet vielmehr mit der düsteren Klage: „Fern hältst du Freund und Gefährten von mir. Nur die Finsternis ist mein Genosse“ (Vers 19). Der Zweifel wird also hier nicht behoben. Allein in diesem Psalm wird ja das Problem des unschuldig Leidenden, das sicher dem leidenden Sänger auf der Seele gebrannt haben mag, nicht eigentlich behandelt wie z. B. im Psalm 37 oder 73. Der Sänger erschöpft sich vielmehr nur in ergreifenden Klagen über sein Unglück, und auch der angeführte Vers 15 mit seiner vorwurfsvoll klingenden Frage: „Warum?“ ist eben nur eine rednerische Form der Klage darüber, daß ihn der Herr solange nicht erhört. Wo sich aber der Psalmist mit dem Leidensproblem geflissentlich beschäftigt, sucht er die Schwierigkeit im Rahmen der Diesseitsvergeltung mit dem Hinweis auf die schon öfter angeführten Gründe (Unbeständigkeit des Glückes der Bösen, plötzliche günstige Wendung für den verfolgten Gerechten) zu lösen. So wird er tatsächlich auf seine Art mit dem Problem fertig, ohne — wenigstens nach seiner Meinung — eine Frage offen zu lassen. Aber das oftmalige Zurückkommen auf diesen Gegenstand: Leid der Gerechten, Glück der Bösen, und die große Mühe, die sich der Psalmist offensichtlich gibt, um die Schwierigkeiten und Zweifel zu beheben, lassen deutlich erkennen, daß der Schwall der Zweifel an der Richtigkeit der bisherigen Diesseitslösung im Volk immer stärker wird, und daß sich viele und immer mehr mit ihr nicht mehr abzufinden vermögen.

### c) *Jeremias und Job*

Einen Ruck nach vorwärts in der Klärung der Vergeltungsfrage können wir bei *Jeremias* feststellen, bei jenem Propheten, der uns am tiefsten in sein Inneres hineinschauen läßt. Er steht bezüglich dieser Frage ungefähr auf derselben Linie wie Job. Auch er kennt nur eine irdische Vergeltung so wie der Psalmist, aber während dieser bei der Lösung des Rätsels trotz der ent-

gegenstehenden Bedenken mit der Diesseitsvergeltung auszukommen vermeint und die Schwierigkeiten bereinigt, ohne daß, wie er meint, ein Fragezeichen zurückbleibt, ist für Jeremias wie für Job die Vergeltungsfrage nicht bloß ein schweres, drückendes, sondern auch ein unlösbares Problem, das ihr ganzes Inneres aufwühlt, dem sie nicht auf den Grund zu kommen vermögen, an dem sie beinahe zerschellen.

In den Psalmen hadert ja der Mensch bezüglich dieser Frage auch mit Gott, aber so, daß sich am Ende eine Lösung findet, und beide, Gott und der Mensch, in Frieden auseinandergehen. Bei Jeremias und Job aber hadert der Mensch mit Gott so, daß es kein friedliches Auseinandergehen gibt; das Hadern endet mit einem Verweis Gottes an den Menschen, weil er sich in der Beurteilung der göttlichen Fügungen zu weit vorgewagt hat. Man sehe sich dazu die Stelle Jeremias 12, 1—4, an: Der Prophet, erfüllt vom Weh über das empörende Treiben der Gottlosen, seiner geschworenen Feinde, redet Gott an: „Du behältst Recht, Herr, wenn ich mit dir streiten wollte, gleichwohl möchte ich doch mit dir darüber reden. Warum glückt, was die Frevler unternehmen? Unbehelligt bleiben alle, die Treuloses treiben. Du pflanzt sie ein, und sie schlagen Wurzel, sie gedeihen und tragen Frucht. Du bist nah ihrem Mund, doch fern ihrem Herzen. Du aber, Herr, du kennst und durchschaust mich, du hast erprobt, wie mein Herz zu dir steht“ (Vers 1—3).

Man sieht, Jeremias anerkennt wie der Psalmist durchaus die göttliche Gerechtigkeit, auch sonst sind die hier ausgesprochenen Gedanken mit solchen in den Psalmen verwandt; aber es fehlt der versöhnliche Ausklang, und die Sprache ist auffallend herb. Einzelne Sätze klingen eher wie eine Kritik an den göttlichen Fügungen, wie der Wehruf einer gequälten, gottliebenden Seele, so wenn er in Vers 2 sagt: „Du pflanzt sie ein, und sie schlagen Wurzel, gedeihen und tragen Frucht.“ Das will doch wohl sagen: Du, o Gott, hast ihr Emporkommen ermöglicht und schaust ruhig zu, wie sie immer stärker werden und ihre verabscheuungswürdigen Ziele erreichen. Und mich, der ich erwiesenermaßen dein treuer Diener bin, überläßt du den Rachegehlüsten dieser Schandmenschen (V. 3).

Vorwurfsvoll, fast revolutionär klingen seine Worte in Vers 4: „Wie lange soll noch trauern das Land, verdorren das Gewächs auf der ganzen Flur? Wegen der Bosheit seiner Bewohner gehen Vieh und Vögel zugrunde. Denn sie sagen: Er wird unser Ende nicht sehen.“ Da tönt so etwas heraus wie: Wo bleibt da die göttliche Gerechtigkeit, wenn die Ungerechten treiben können, was sie wollen, und die unschuldige Schöpfung dafür zu leiden verurteilt wird! Und noch dazu: wenn die Bösen schließlich



Sieger bleiben! Das besagen ja die Schlußworte: Er wird unser Ende nicht sehen, sondern *wir* werden sein Ende erleben, d. h. wir werden es erleben, daß sich seine Botschaften von Gott als Trug erweisen, und er selbst wie manch anderer Betrüger dieser Art in der Versenkung verschwindet. Also mit dem Aufschrei einer verbitterten Seele, die keinen Ausweg sieht, endet die Klage des Propheten ohne Lichtblick. Die Antwort Gottes geht auf die Klagen nicht ein, sie enthält keine Widerlegung, aber auch kein Trostwort (offenbar ein verhaltener Tadel), wohl aber macht sie aufmerksam, daß auf Jeremias noch Härteres wartet. Noch dreister klingen die Vorhalte des Propheten in Kap. 15, 10—18.

Der Prophet, niedergedrückt von der schweren Bürde seines Amtes, gequält vom Undank seines Volkes, geängstigt von den Schrecken, die er kommen sieht, ruft Vers 10 aus: „Weh mir, meine Mutter, daß du mich geboren, einen Mann des Streites und Haders für alle! Nicht lieb ich aus noch hat man mir selber geliehen<sup>2)</sup>. Doch flucht mir alles.“ V. 11: „Der Herr hat (mir allerdings) verheißen: Wahrlich, stark machen will ich dich zum Erfolg. Wahrlich, am Tage des Unglücks, zur Zeit der Not will ich es fügen, daß der Feind bittend dich angeht“<sup>3)</sup>.

Jeremias erwidert auf die von ihm angeführte göttliche Verheißung des Verses 11 im Vers 12: „Kann man Eisen zerbrechen, nordisches Eisen und Erz?“ Das heißt wohl: du hast mich vor eine Aufgabe gestellt, die ich nicht zu bewältigen vermag trotz der Hilfe, die du, o Gott, mir versprochen hast. Die Verse 13 und 14 gehören, wie es scheint, nicht in diesen Zusammenhang. In Vers 15 bittet er um das rasche Eingreifen Gottes gegen seine Feinde, ehe es zu spät ist. Dann hebt er in Vers 16 seine Begeisterung für seinen Prophetenberuf hervor: „Erliebest du deine Befehle, so waren sie mir wie eine Speise. Zur Wonne und Herzensfreude war mir dein Wort.“ In Vers 17 weist er dann auf die schmerzlichen Opfer hin, die er um dieses Berufes willen bringt. „Ich sitze nicht im fröhlichen Kreis und freue mich. Von deiner Faust gepackt, sitze ich einsam“ (Jeremias gilt ja als „Defaitist“, als Volksverräter). „Denn du erfüllst mich mit Grimm“ (mit Strafandrohungen Gottes, die ich verkünden muß). In V. 18 kommt nach der Darlegung seiner Opferbereitschaft die bittere Frage: „Warum soll ewig währen mein Schmerz und meine Wunde böseartig sein, spottend jeder Heilung.“ Und zum Abschluß die offene Anklage: „Du (o Gott) bist wie ein trüge-

<sup>2)</sup> Wohl sprichwörtlich für Dinge, die Kummer zu verursachen pflegen.

<sup>3)</sup> Der V. 11 ist im einzelnen nicht sicher zu deuten; jedenfalls enthält er eine Verheißung Gottes, daß er dem Propheten für die Ausübung seines Amtes auch die nötige Hilfe verleihen werde.

rischer Bach mir geworden, wie Wasser, auf die kein Verlaß ist.“ Das heißt: mir geht's mit dir, o Gott, wie einer Karawane, die vom Durst gequält auf einen Bach hofft, den sie in der Nähe weiß und schließlich nach unsäglichen Durstqualen erreicht — aber leer findet!

Die Antwort Gottes auf diese leidenschaftliche Auslassung des Propheten ist eine ernste Mahnung, zur Ergebung in Gottes Willen zurückzukehren, sonst würde er nicht weiter die Würde eines Propheten bekleiden dürfen. Diesmal läßt Gott der Mahnung auch eine Verheißung seines besonderen Schutzes folgen. Am heftigsten klingt die Anklage gegen Gott in Jeremias 20, 7—8:

7. Du hast mich betört, o Herr,  
Und ich ließ mich betören.  
Du hast mich gepackt und bezwungen.  
Zum Gelächter bin ich geworden  
Tagaus, tagein.  
Alle Welt spottet meiner.

8. Ach, wann ich rede,  
muß ich aufschreiben.  
„Unrecht, Gewalt!“ muß ich rufen!  
Denn das Wort des Herrn trägt mir ein  
Schmähung und Spott jeden Tag.

Hier wirft der Prophet dem Herrn geradezu vor, daß er ihn „betört“, d. h. mit großen Versprechungen bewogen habe, das Prophetenamt zu übernehmen, obwohl Gott wissen mußte, daß er dazu nicht taue. Man vergleiche dazu die schon angeführte Stelle in 15, 18: Du bist wie ein trügerischer Bach mir geworden, auf den kein Verlaß ist. Zum Gelächter wird er, weil seine Gegner sein Auftreten für Irrsinn — wenn nicht für bewußten Volksverrat — ansehen. Immer muß er nur von den Sünden des Volkes reden: „Unrecht, Gewalt! muß ich rufen.“ Das widerstrebt seiner angeborenen Art.

Die Ausübung des Prophetenamtes ist ihm bisweilen schon so unerträglich geworden, daß er sich vorgenommen hat, die Verkündigung der göttlichen Aufträge zu unterlassen. So sagt er in Kap. 20, 9:

Sag ich: „Ich will nicht mehr denken an ihn,  
Nimmermehr reden in seinem Namen!“  
Dann brennt es in mir wie loderndes Feuer,  
Verschlossen in meinem Gebein!  
Ich mühe mich, es auszuhalten . . .  
Ich kann es nicht!

Er will sagen: Eine innere Macht zwingt mich, trotz meines Widerwillens wieder zu predigen, Gott läßt mich nicht los, er ist stärker als ich.

Das folgende Stück 20, 10—13, hängt mit dem eben besprochenen kaum zusammen, denn in 7—9 spricht er von der Qual, einen aufgezwungenen Beruf ausüben zu müssen; in 10—13 ist von einer gefährlichen Angeberei die Rede und von der züversichtlichen Hoffnung des Propheten, daß Gott seine Feinde bestrafen werde. Wohl aber schließt sich 14—18 ungezwungen an Vers 9 an. Jeremias verflucht hier, nachdem er 7—9 die Unerträglichkeit seines Berufes geschildert hat, ganz nach *Jobs* Art (Jb 3, 1—16) den Tag seiner Geburt und seine Klage klingt in uferloses Weh aus:

„Was muß' ich verlassen den Mutterschoß,  
Mühsal und Leid zu erleben,  
Meine Tage in Schmach zu verbringen?“

Wie gesagt, wir bekommen in Jeremias Klänge des Jobbuches zu hören. Wie Job mit dem Geheimnis seines körperlichen Leidens nicht fertig wird, so steht Jeremias hilflos vor dem Rätsel seines opferreichen Prophetenberufes. Beide rufen zu Gott empor: Herr, warum quälst du mich so sehr? Und beide finden auf diese Frage keine Antwort, weil ihnen die alte Lösung des Leidensproblems: das Glück der Bösen ist unbeständig, und die Guten werden schließlich doch über die Bösen triumphieren, nicht mehr genügt, nicht bloß dem Job nicht, sondern auch dem Jeremias nicht, wenigstens nicht in seinen trübsten Stunden, wie das die angeführten Stellen klar erkennen lassen, und weil ihnen die wirkliche Lösung: „Ewigkeitsvergeltung“ noch nicht zugänglich ist. So scheitern sie beide an dieser großen Frage, wenigstens theoretisch, praktisch allerdings nicht, weil sie ihrem Gott die Treue halten und sich durch die Unlösbarkeit des Problems an dieser Treue nicht irre machen lassen.

Aber gerade dieses Scheitern ist der erwähnte Ruck nach vorwärts: Es bereitet die in Jeremias und Job freilich noch nicht ausgesprochene, aber keimende Erkenntnis vor, daß das Diesseits und die Diesseitsvergeltung allein zur Lösung des Leidensproblems nicht ausreicht, daß demnach, wenn das Dogma vom gerechten Gott aufrechterhalten werden soll, die Lösung auf einer anderen Ebene gesucht werden muß.

#### d) Qoheleth

*Bedenkliche Mängel der Diesseitsvergeltung.* Auch Qoheleth weiß nur von der bereits beschriebenen Sheol der Israeliten, die Toten befinden sich in einem Dämmerzustand, sie wissen nichts und haben nichts Gutes zu erwarten: „Denn nur wer den Le-



benden zugesellt ist, hat noch etwas zu hoffen<sup>4</sup>). Denn besser ein lebender Hund als ein toter Löwe. Die Lebenden wissen noch, daß sie sterben müssen. Die Toten aber haben kein Wissen mehr. Kein Lohn steht ihnen zu hoffen, ihr Andenken ist ja vergessen. Längst dahin ist ihr Lieben, ihr Hassen, ihr heißes Begehren. Sie haben auf ewig nicht mehr Teil an allem, was unter der Sonne geschieht“ (9, 4—6). Und 9, 10, lesen wir: „Was deine Hand zu tun vermag, das wirke aus eigener Kraft! Denn weder Wirken noch Planen, weder Weisheit noch Wissen gibt es im Reich der Toten, wohin du gehst.“

Bei einem solchen Zustand der Verstorbenen ist an eine Jenseitsvergeltung nicht zu denken. So kennt also Qoheleth nur Diesseitsvergeltung und diese erhofft er auch, denn er sagt 8, 12 f.: „Den Gottesfürchtigen wird es gut gehen, weil sie ihn fürchten. Doch dem Gottlosen wird es nicht gut gehen. Er darf seine Tage nicht dehnen dem Schatten gleich, weil er sich vor Gott nicht fürchtet.“ Aber Qoheleth beruhigt sich mit dieser Hoffnung nicht wie der Psalmist, denn er weiß aus seiner reichen Erfahrung, daß dieses eben erwähnte Vergeltungsgesetz im Menschenleben durchaus nicht immer zu seinem Rechte kommt. So sagt er 8, 12: „Der Gottlose kann hundertmal Böses tun und lebt noch lange.“ Und 8, 14: „Eine Enttäuschung, die auf der Erde vorkommt, ist dies: es gibt Gerechte, denen es geht, als hätten sie gottlos gehandelt, und es gibt Gottlose, denen es geht, als hätten sie gerecht gehandelt.“ Und Qoheleth hebt hervor: Daß die göttliche Gerechtigkeit oft zu schmerzlich auf sich warten läßt, hat seine schlimmen Folgen; denn gerade deshalb nimmt die Schlechtigkeit der Menschen immer mehr zu. So sagt er 8, 11: „Weil an den Missetätern das Urteil nicht gleich vollstreckt wird, wächst den Menschenkindern der Mut, Böses zu tun.“ Den gleichen Gedanken spricht allerdings auch der Psalmist 73, 10—12, aus:

„Darum wendet sich mein Volk zu ihnen hin  
(zu den Bösen, weil es ihnen gut geht)  
Und schlürft in Fülle ihrer Lehre Wasser.  
Sie sagen: „Ach, wie sollte Gott das wissen?  
Gibt es beim Höchsten überhaupt ein Wissen?“  
Seht nur, so steht es mit den Frevlern!  
Sie häufen Reichtum allzeit ungestört.“

Aber der große Unterschied zwischen dem Psalmisten und Qoheleth ist der, daß sich der Psalmendichter mit der Diesseitsvergeltung zufrieden gibt und seinen Psalm hoffnungsvoll aus-

<sup>4</sup>) Man vgl. dazu den vergrößerten Ausdruck desselben Gedankens in Edda, Havamal 70 (Neckel): „Besser ist der Lebende daran als der Tote. Der Lebende bekommt immer noch eine Kuh.“

klingen läßt, während Qoheleth trotz dem Trost, den er 8, 12, 13, ausspricht (dem Gottesfürchtigen wird es gut gehen, dem Bösen aber nicht gut), über die Schwierigkeit nicht hinwegkommt.

Der Psalmist tröstet sich nämlich damit, daß der Gute auf der Erde schließlich doch belohnt und der Böse bestraft wird. Qoheleth aber vermag sich mit dieser Lösung nicht abzufinden, weil die Gerechtigkeit Gottes oft so lange zögert, so daß die Frevler ihr schandvolles Leben gründlich genießen können und so auf ihre Rechnung kommen (8, 12 und 14), während die Guten dabei die armen Betrogenen zu sein scheinen.\* Und der sittliche Verfall, sagt er, ist die unausbleibliche Folge davon (8, 11 b).

Aber für Qoheleth bedeutet die Diesseitslösung noch aus einem anderen Grund eine „Enttäuschung“. Was hat denn der Gottesfürchtige von seinem irdischen Lohn, der sich ohnehin vielleicht reichlich spät einstellt und den er infolgedessen nur kurze Zeit genießen kann? Die Freude daran wird ihm ja mit dem allerbittersten Gedanken vergällt, daß er sterben und dann in die trostlose Sheol hinunter muß. Andererseits hat der Gottlose auf der Erde seine Strafe bald überstanden, weil sie eben auch oft spät eintrifft; er wird vom Tod aus ihr erlöst und in der Sheol geht es ihm nicht schlechter und nicht besser als dem Frommen. Das sagt Qoheleth 9, 2 und 3: „Alle trifft dasselbe Los (er meint den Tod und nach ihm die Sheol), den Gerechten wie den Frevler, den Guten, den Reinen wie den Unreinen; den, der opfert, wie den, der nicht opfert. Dem Guten ergeht es wie dem Sünder, dem, der schwört, wie dem, der sich scheut vor dem Schwur. Das ist das Böse bei allem, was unter der Sonne geschieht: alle trifft das gleiche Los.“ Und wieder weist er darauf hin, daß dieser Mangel an gerechter Vergeltung zur Entsittlichung führt; er fügt hinzu: „Darum ist auch das Menschenherz des Bösen voll. In ihrem Herzen wohnt Torheit ihr Leben lang.“

Man merkt: Hier ist die dünne Stelle der Wand, hier muß der Durchbruch erfolgen, in dieser Richtung liegt die Lösung des Problems: *verschiedenes Ewigkeitssgeschick für Gute und Böse*. Ertastet hat Qoheleth diese dünne Stelle wohl, aber den Durchstoß hat er nicht gewagt; er bleibt innerhalb der bisherigen Diesseitsvergeltungslehre, obwohl sie ihn immer tiefer in das Gewirr unlösbarer Fragen hineindrängt.

*Der Wert des Lebens in Frage gestellt.* Qoheleth hat nämlich nicht bloß mit dem Geheimnis der göttlichen Gerechtigkeit und der Vergeltung zu ringen, sondern er kommt von diesen Zweifeln aus so weit, daß er seine liebe Not hat, dem Menschenleben überhaupt einen Sinn abzugewinnen. Das ist ja das erste und letzte Wort seiner Darlegungen, der Gedanke, der seinem ganzen Buch

das charakteristische Gepräge gibt: „Eitelkeit über Eitelkeit, alles ist eitel“ (1, 2 und 12, 8). Das heißt: wo man sich im Menschenleben umsieht und wo man etwas Schönes, Gutes, wahres Glück zu erblicken glaubt, überall sieht man sich schließlich bitter enttäuscht.

*Qoheleth versucht es zunächst mit Wissen und Weisheit* und will von dieser Seite her dem Leben Sinn und Zweck abgewinnen (1, 12—18). Große Enttäuschung! Das Weisheitsstreben ist nur „Haschen nach Wind“, denn hinter die Geheimnisse des Lebens führt es auch nicht. Außerdem überzeugt man sich bei diesem Weisheitsstreben erst recht vom Jammer des Erdenlebens. „Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Kummer. Mehrt sich das Wissen, so mehrt sich das Leid (1, 18). Und so groß auch der Vorzug der Weisheit vor der Torheit ist — sie verhalten sich ja wie Licht und Finsternis (2, 13) — so trifft doch beide, den Weisen und den Toren, ein Geschick, der Tod und hinter ihm die trostlose Sheol. Wie kann der Weise seiner Weisheit froh werden, wenn er drüben dennoch dem nächstbesten Toren gleich ist (2, 15—17).

Nun verlegt sich Qoheleth auf *das von der Vernunft gezügelte Genußleben* (2, 1—11). Er schafft sich nach Art morgenländischer Herrscher mit ungeheurem Aufwand ein irdisches Paradies, so wie es wiederholt in Tausend und eine Nacht geschildert wird, in welchem für jedes erdenkliche Vergnügen vorgesorgt ist. Eine Zeitlang freut er sich darüber, aber auch hier erlebt er wieder die gleiche Enttäuschung: all das hat keinen Wert: „Und ich prüfe alle meine Werke, die meine Hände geschaffen, und auch die Mühe, die ich darauf verwendet, sie zu schaffen. Und siehe: alles war eitel (nichts als Enttäuschung) und ein Haschen nach Wind. Nichts kommt dabei heraus unter der Sonne“ (2, 11). Und außerdem wartet der Tod auf ihn, der ihm diese ganze Herrlichkeit raubt, und ein unfähiger Erbe wird nach ihm vielleicht alles auf die törichteste Weise verwüsten, was er durch harte und weise Arbeit unter der Sonne erworben hat (2, 19).

Qoheleth ist nach allen vergeblichen Versuchen, den wahren Wert des Lebens zu entdecken, so enttäuscht, daß er auch das haßt, was er früher als sein Glück betrachtet hatte: seinen reichen Besitz und die Mühe, die er für ihn aufgewendet (2, 10), ja er beginnt überhaupt das Leben zu hassen. Das sagt er 2, 17 und 18: „Da faßte ich Haß wider das Leben. Widerwärtig erschien mir das Tun, das sich abspielt unter der Sonne. Denn das ist alles Enttäuschung und Haschen nach Wind. Verhaßt war mir all mein Mühen, womit ich mich unter der Sonne geplagt . . .“

*Auf der Flucht vor dem Problem.* Qoheleth vermag also tatsächlich dem Menschenleben keinen befriedigenden Sinn abzugewinnen, weil er die Rätsel, die es ihm aufgibt, ohne Ausblick



auf die Ewigkeit nicht deuten kann. Fest steht bei ihm: 1. Es gibt einen Gott; 2. dieser Gott ist in allem gerecht; 3. im Menschenleben gibt es Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten, die der Gerechtigkeit und Weisheit Gottes zu widersprechen scheinen. Wie sich diese Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten mit der Gerechtigkeit und Weisheit Gottes in Einklang bringen lassen, das zu ergründen ist nach seiner Ansicht dem Menschen unmöglich. Das sagt er 8, 16. 17: „So oft ich meinen Sinn darauf richtete, zur Erkenntnis der Weisheit zu kommen und das Treiben zu betrachten, das sich abspielt auf der Erde . . . da sah ich, was für Gottes sämtliches Wirken gilt: kein Mensch kann das Walten ergründen, das sich vollzieht unter der Sonne.“ Qoheleth hat hier unter anderem auch die Schwierigkeiten bezüglich des Waltens der *göttlichen Gerechtigkeit* im Auge, wie er kurz vorher 8, 14, sagt: es gibt Gerechte, denen es so geht, als hätten sie gottlos gehandelt, und es gibt Gottlose, denen es geht, als hätten sie gerecht gehandelt. Er fährt dann in Vers 17 fort: „Wie sehr sich auch der Mensch müht, es zu erforschen, er kann es doch nicht ergründen. Und wenn es auch der Weise zu erkennen vermeint, er kann es doch nicht ergründen.“ Er sagt also ausdrücklich, daß alle Antworten auf diese Fragen nur vermeintliche Lösungen sind.

Unlösbaren Fragen in bezug auf das göttliche Walten stehen ja auch wir gegenüber, aber wir wissen, daß wir auf sie in der Ewigkeit Antwort bekommen werden. Diese Hoffnung hat Qoheleth nicht; darum weiß er sich keinen anderen Ausweg; er flieht vor dem Problem, weg von ihm! Sonst kann er seines Lebens niemals froh werden — und drüben hat er ja auch nichts Gutes zu erwarten . . . er flieht — in den Genuß. So sagt er 2, 24: „Es gibt für den Menschen nichts Besseres, als zu essen und zu trinken und sich's wohl sein zu lassen bei seiner Mühe.“ 9, 7—9, fordert er zu diesem Lebensgenuß auf: „Auf, iß in Freude dein Brot! Trink heiteren Sinnes deinen Wein! . . . Alle Zeit seien weiß deine Kleider (Zeichen der Freude). Nie soll deinem Haupte mangeln das Salböl! Genieße das Leben mit dem Weib, das du liebst, alle Tage deines nichtigen Lebens, das dir Gott unter der Sonne gewährt. Dies ist ja dein Anteil am Leben in all deinen nichtigen Lebenstagen und an der Mühe, mit der du dich unter der Sonne plagst.“ Siebenmal läßt Qoheleth die eindringliche Aufforderung zur Freude und zum Genuß ergehen, zuletzt noch einmal 11, 7—10, wo Gaudeamus-igitur-Gedanken auftauchen: Freue dich, solange du jung bist, ehe das beschwerliche Alter und der Tod kommt: „Süß ist das Licht; wohl tut es den Augen, die Sonne zu sehen. Darum, wenn der Mensch viele Jahre durchlebt, so freue er sich in allen! . . . Freue dich, Jüngling, deines

jungen Lebens. Heiter sei dein Sinn in jungen Tagen! Gehe hin, wohin dich dein Herz zieht und deine Augen dich laden!“

Aber nicht im untätigen Genuß sieht Qoheleth sein Heil, sondern in dem, welcher aus der Arbeit erwächst: „Was deine Hand zu tun vermag, das wirke aus eigener Kraft!“ (9, 10 a). Er warnt vor langem Überlegen, wenn es gilt zu arbeiten: „Wer stets nach dem Winde lugt, kommt nie zum Säen, wer stets nach den Wolken schaut, kommt nie zum Ernten“ (11, 4). „Am Morgen säe deinen Samen und bis zum Abend laß deine Hand nicht ruhn!“ (11, 6).

Aber das Wichtigste in seinem Lebensplan ist Qoheleth sein *Verhältnis zu Gott*. Wenn er auch nicht immer von Gott spricht, so merkt man doch, daß er seine Macht und Weisheit hinter allen Dingen sieht. Mitten in das „Gaudeamus“ des 11. Kapitels, mitten zwischen zwei Aufforderungen zur Freude ruft er die Mahnung hinein: „Doch wisse wohl, daß über all dies Gott von dir Rechenschaft fordert!“ (nach dem Zusammenhang im Diesseits). Über das göttliche Gesetz hinaus ein Vergnügen suchen, liegt Qoheleth vollkommen fern. Und wenn er der Freude nachgeht, tut er es umso lieber, weil er weiß, daß dies dem Plane Gottes entspricht. Diesen Gedanken äußert er in seinen Aufforderungen zur Freude wiederholt: „Ich erkannte: Nichts Besseres gibt es für sie (die Menschen), als fröhlich zu sein und sich gütlich zu tun im Leben. Daß einer ißt und trinkt und das Leben genießt bei all seiner Plage, ist auch eine Gabe von Gott.“ Die irdischen Genüsse sind der Anteil des Menschen, sein Lohn für sein Bemühen, eine gottgewollte Entschädigung für die Enttäuschungen des Lebens. So sagt er 3, 22: „So sah ich, daß es nichts Besseres gibt für den Menschen, als sich zu freuen an seinen Werken. Das ist sein Lohn“ (vgl. 5, 17 und 9, 9). Qoheleth hält sich also an unseren beliebten, aber oft mißbrauchten Spruch: „Lustig in Ehren hat Gott gern!“

Im übrigen finde man sich, lehrt Qoheleth, in kluger Ergebung mit den Fügungen Gottes ruhig ab, wenn sie auch oft schmerzlich sind. „Auf Gottes Werk schau hin! Wer kann gerade machen, was er gekrümmt hat? Geht's dir gut, sei guter Dinge, geht's dir schlecht, dann merke dir: das eine wie das andere hat Gott so gefügt . . .“ (7, 13, 14). In dieser Gesinnung soll der Mensch auch die härteste Fügung Gottes, das Alter und den Tod, hinnehmen und der düsteren Sheol entgegenwandern: „Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre nahen, von denen du sagst: sie gefallen mir nicht! Ehe sich verfinstert die Sonne, das Licht, der Mond und die Sterne und immer wieder die Regenwolken kommen . . . ehe das silberne Seil zerspleißt, die goldene Schale zerspringt, der Krug an der Quelle zerscherbt, in den Brunnen zertrümmert

das Schöpfrad fällt (bildliche Redensarten für Alter und Sterben) und der Staub zur Erde kehrt, wo er war, und der Atem zu Gott zurückkehrt, der ihn verlieh. Enttäuschungen, nur Enttäuschungen, spricht Qoheleth, alles ist Enttäuschung!“

*Das Problem drängt zur Lösung.* Es ist für die Erforschung der geistigen Entwicklung der Menschheit von großem Wert zu sehen, wie sich ein Mensch sein Leben zurechtzimmert, der wie Qoheleth zwar an einen gerechten Gott glaubt, dem aber die Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten des Menschenlebens innerlich so viel zu schaffen machen, daß er daran beinahe zerbricht, weil ihm der Ausblick in die Ewigkeit fehlt. Qoheleth geht es hier wie Tausenden von heutigen Menschen; sie glauben zwar an das Dasein eines gerechten Gottes und möchten unbedingt daran festhalten, aber sie haben die Ewigkeit derart aus dem Auge verloren, daß ihr Ernst und ihr Trost für sie unwirksam geworden ist. Solche Menschen sind in Gefahr, daß sie auch den Glauben an den gerechten Gott einbüßen, weil die Ungerechtigkeiten des Lebens zu laut gegen diesen Glauben zu sprechen scheinen für den, der keinen Ausblick in die Ewigkeit hat. Auch Qoheleth läßt es sich anmerken. Er fürchtet sich, dieser schwierigen Frage zu unterliegen, und findet keinen anderen Ausweg als die Flucht vor dem Problem. Er hält an der göttlichen Gerechtigkeit fest, obwohl ihm hundertfach Fälle in den Weg treten, die er mit dieser Gerechtigkeit nicht in Einklang zu bringen vermag; er widmet sich der Arbeit und dem Vergnügen und läßt das Nachdenken über diese Dinge beiseite.

Auch der Mensch, welcher an eine ewige Vergeltung glaubt, vermag, wie schon bemerkt, das Walten der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden nicht zu durchschauen. Aber für ihn, der drüben die große Klarstellung erwartet, ist diese Unklarheit ein verheißungsvolles Geheimnis, dem er vertrauensvoll entgegenblickt. Für den aber, der eine solche Aussicht auf die Ewigkeit nicht hat, ist diese Ungeklärtheit ein dornenvolles, quälendes Rätsel, das auf die Dauer nicht ungelöst bleiben kann. Die Flucht eines Qoheleth vor diesem Problem ist also nur ein Notausweg. Schließlich muß der Mensch doch wieder zu dieser Frage zurückkehren; nachdem die Gedanken darüber nun einmal soweit gediehen sind, drängt das Problem auf die Lösung hin.

Leute wie ein Qoheleth, der offenbar reich ist, können sich mit dem ungelösten Problem noch eher abfinden. Denn wer es sich im Leben gut gehen lassen kann, dem mag diese Frage theoretisch immerhin schwer zusetzen, aber praktisch tut sie ihm weniger weh. Ein solcher hat ja die Möglichkeit, den Härten des Lebens, die immer wieder Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes wachrufen, vielfach aus dem Wege zu gehen. Dadurch wird



selbstverständlich dieses Problem für ihn seine Schärfe und damit auch einen guten Teil seiner Gefährlichkeit für den Glauben an Gott verlieren. Jene Armen aber, die dieses Problem an sich selber tagtäglich in grausamer Wirklichkeit erleben, die eben unter den Ungerechtigkeiten des Menschenlebens schwer zu leiden haben, schreien nach einer Lösung, und sie können in ihrer Verzweiflung die unglücklichste Lösung aufgreifen, die es gibt, und diese ist: wenn es auf der Welt keine Gerechtigkeit gibt, dann gibt es auch keinen gerechten Gott! Das ist die falsche Lösung des Problems, die sich in unserer drangvollen Zeit auf dem angedeuteten Weg ungezählte Tausende zu eigen gemacht haben. Und die gleiche Gefahr droht auch den Bedrückten zur Zeit des Qoheleth. Und sie bedroht zu allen Zeiten zunächst nicht so sehr die, welche, an uralte Denkgewohnheiten gebunden, den ausgetretenen Weg dahingehen, sondern — wie das in der Geschichte eben immer ist — vielmehr die geistig Regeren, die allerdings am Überlieferten festhalten, aber doch auch auftauchende Schwierigkeiten sehen, die gegen die Richtigkeit der überkommenen Lehren zu sprechen scheinen. Sagen wir: die wohl soweit geistig reif sind, daß sie Probleme sehen, die andere nicht sehen, die aber doch nicht reif genug sind, sie auch lösen zu können. *Das ist ja das ungeheure Elend der menschlichen Geistesgeschichte: dieses ewige Herankommen und doch nicht ganz Erreichen und Meistern.*

Das Problem drängt demnach auf die Lösung zu. Sonst droht dem israelitischen Volk und jedem Volk, das sich auf der gleichen geistigen Entwicklungsstufe befindet, der Einbruch des Atheismus, der Nihilismus, das Verzweifeln an Wert und Sinn des Menschenlebens. Von nihilistischen Klängen hallt ja der Qoheleth wider: „Eitelkeit, nichts als Enttäuschung.“ Das ganze Menschenleben hat keinen Sinn! Qoheleth überwindet diese Anwandlungen auf die schon beschriebene Art. Aber nicht jedem ist es gegeben, über diese Klippen hinwegzukommen; die Gefahr der Zerstörung aller Werte ist da. Die israelitische Welt befindet sich also, wie wir aus der im Qoheleth geschilderten Geistesströmung ersehen, an einer entscheidungsvollen Wende, an jener Wende, die den Schwerpunkt des Menschheitsgeschehens vom Diesseits ins Jenseits verlegen soll, zum Durchbruch auf Jesus, hin, den Kündler der Jenseitswerte. (Schluß folgt.)

# Das Sakrament der Krankenölung

Von P. Dr. Robert Svoboda O. S. C., Wien-Innsbruck

Gewisse Zeiten lassen nicht nur Wahrheiten, sondern auch Gegebenheiten der Kirche zurücktreten oder neu aktuell werden. Zweifellos hat das Sakrament der Krankenölung *heute seine besondere Stunde*. Der Krieg, die Kriegsgefahr und die Schutzlosigkeit des modernen Menschen haben eine *allgemeine Todesnähe* und damit auch eine innere Bereitschaft für den Todestrost geschaffen. Die *Überalterung* der Menschen, die sowohl im Rahmen eines allgemeinen völkischen Prozesses wie auch als persönliche Lebenserscheinung durch die Verlängerung unserer Lebensdauer um über zwanzig Jahre alle angeht, zwingt uns naturgemäß desgleichen zur Auseinandersetzung mit den christlichen Grundgedanken zur Verklärung. Schließlich veranlaßt uns die *Lebensnot* des modernen Menschen, die ihn als Überbleibsel nach zwei totalen Kriegen schwer belasten muß, als Seelsorger, nicht nur nach natürlichen Hilfen etwa caritativer oder pflegerischer Art, sondern auch nach dem entsprechenden Sakrament Umschau zu halten.

Darüber wird die *Problematik* dieses Sakramentes nicht übersehen, auch nicht seine zeitbedingte. Schon der *Ort*, an dem es vorzugsweise gespendet wird, hat sich gewandelt. Es ist nicht mehr das Krankenhaus, sondern das Altersheim und die Privatwohnung, seitdem 95 Prozent der Patienten im Krankenhaus nicht sterben, sondern es nach drei Wochen geheilt oder gebessert verlassen. Auch der *Ansatzpunkt* dieses Sakramentes hat sich verschoben. Es trifft nicht mehr so sehr und ausschließlich auf die Kranken, sondern auf die alten Leute, die Lebensmüden im weitesten Sinne, und soll dabei doch den Kranken nicht entfremdet werden, die auf der Höhe ihres Lebens tödlich bedroht sind. Schließlich wird immer wieder notwendig sein, *eschatologische* Antriebe, wie sie mit apokalyptischen Zeiten gegeben sind, richtig einzuordnen und auszuwerten.

Es scheint das Richtigste zu sein, zunächst eine theologische Grundlage zu geben, an diese eine pastorale Kasuistik zu knüpfen, um schließlich auf die zeitbedingte Problematik einzugehen.

1. *Name*. — Die Benennung des Sakramentes ist heute üblich als *Extrema unctio* und als solche sowohl im Rituale wie im Codex offiziell. Kardinal Schuster (*Liber sacramentorum* I, 207 ff.) ist auf diese Bezeichnung sehr böse: „Die Bezeichnung entstand wohl aus Unwissenheit und Lauheit im Glauben; erst seitdem dieses Sakrament die Bezeichnung Letzte Ölung erhielt, gilt es als Vorbote des Todes.“ Erklärungsversuche der Theologen sollen wohl die Bezeichnung entlasten. Gassner (Pastoral,

Salzburg 1881, 1063 ff.) schreibt: „*Extrema*, weil *nach* der ersten sakramentalen Ölung (bei der Firmung)“; *Scheeben* (Dogmatik VII): „*Extrema* nicht, weil in der Reihenfolge das letzte Sakrament, da es in der Reihenfolge das fünfte ist, sondern das letzte der Sakramente zur persönlichen Heiligung des einzelnen, während Priesterweihe und Ehe zur sozialen Heilsordnung gehören.“ Diese und andere Erklärungsversuche übersehen wohl auch die geschichtliche Abhängigkeit der Bezeichnung, die sich im Wandel derselben ja auch stark äußert: *oleum chrismatis*, *mysticum chrisma*, *sacratum oleum*, *unctio infirmorum*, *extrema unctio* (besonders durch die Scholastik seit dem 12. Jahrhundert gebraucht), *sacramentum exeuntium* (Trid.). Jedenfalls gebraucht das Tridentinum (XIV, 1) offiziell die Bezeichnung „*sacra unctio infirmorum*“, so daß die Benennung „*Krankenölung*“ weder dem Geiste der Kirche widerspricht noch eine Neuerung darstellt. Die Griechen sprechen im bewußten Gegensatz zur „*Extrema*“, die ihnen sehr widerstreitet, von *Euchelaion* (Gebetsölung).

2. *Die Salbung*. — Von Salbungen ist auch im N. T. öfter die Rede, z. B. Mt 6, 17 für den Fastenden, Mt 26, 6 als Ehrenerweis für den Gast, Mk 16, 1 als Totenehrung usw. In unserem Zusammenhang tritt die Salbung auf zunächst als medizinisches Heilmittel (Lk 10, 34), besonders Mk 6, 13 (et ungebant oleo multos aegros et sanabant). *Kittel* spricht auch von einer Salbung als magisch-exorzistischem Medium. In beiden Fällen wird vom Urtext *aleipho* gebraucht, was immer für eine äußere Salbung des Körpers steht. Die tiefere *Begründung* der Salbung — zugleich als Brücke zur Geistessalbung — beruht darauf, daß im alten Denken Krankheit weithin auf dämonischen Einfluß zurückgeführt wurde und die Salbung als Vertreibung und Beseitigung der Dämonen aufgefaßt wird. Weiterhin wird die Salbung als Träger lebenswandelnder und lebenspendender Kraft gedacht, wofür dann im Urtext *chrrio* gebraucht wird, auch für die innere Salbung des Geistes. *Sakramental* ist zu verweisen außerkirchlich auf die Öltäufe der Gnostiker, die anstatt der Wassertaufe gesetzt wurde, wobei man im heutigen Verstehen von *oleum catechumenorum* sprechen könnte. Wir kennen außerdem den mit einer Salbung verbundenen Exorzismus vor und nach der Taufe — *oleum exorzisatum*. Am geläufigsten ist die Salbung als eigentliches Krankensakrament — *oleum infirmorum*. Eine weite Zusammenfassung dieser Sinngebungen bietet *Serapion von Thmuis* (Euchologion, 4. Jahrhundert) im Text der Ölweihe: „Es sei ein Mittel zur Vertreibung jeder Krankheit und Schwäche, zum Gegengift gegen jeden Dämon, zur Vertreibung jedes unreinen Geistes, zum Bannen aller bösen Geister, zur Vertreibung jeder Fieberhitze und jeg-



licher Schwachheit, zur guten Gnade und zum Nachlaß der Sünden, zum Heilmittel des Lebens und der Erlösung, zur Gesundheit und zum Erbteil von Seele, Leib und Geist, zur vollen Stärkung.“

3. *Die Sakramentalität der Salbung.* — Dieses Sakrament ist ohne Typus und Weissagung im A. T. Es ist vorbereitet im allgemeinen Verhältnis Christi zu den Kranken, insinuiert (gemäß Trid.) bei Mk 1, 13, promulgiert vom Apostel Jakobus (5, 14), sanktioniert vom Florentinum 1439, dogmatisiert vom Tridentinum in der Sessio XIV. Die eigentliche Einsetzung wird von vielen Theologen auf die Zeit nach der Auferstehung (in Verbindung mit der Buße) angesetzt. Denn wie die Firmung zur Taufe ergänzend hinzutritt, so die Ölung zur Buße als Ergänzung und Vollendung, vor allem indem sie die „Überbleibsel“ der Sünde tilgt. Dementsprechend wurde früher bei der Spendung diese Reihenfolge eingehalten: Beichte — Ölung — Eucharistie.

Die Angemessenheit eines solchen Sakramentes wird von *Scheeben* folgendermaßen umschrieben: Christus setzte für die wichtigsten Lebensabschnitte ein Sakrament ein — zur Geburt, für die Zeit der Reife, für die Eheschließung usw. Die Sterbestunde ist aber zweifellos der bedeutsamste Lebensabschnitt für Zeit und Ewigkeit, so daß dafür ein Sakrament geradezu nötig erscheint. Der eigentliche *Beweis* für die Sakramentalität ist aber wohl nur gemäß Jak 5, 14 möglich. Die dort gegebene Wirkung der Sündenvergebung und geistigen Aufrichtung ist nur durch übernatürliche Gnade, also eigentlich sakramental, möglich. Hier liegt auch der Grund, weshalb die Ölung früher oft als Teil der missa pro infirmo innerhalb derselben gespendet wurde. Die Reformatoren verwarfen bekanntlich die Krankenölung, wie sie den Jakobusbrief überhaupt nicht anerkannten: mit der Salbung sei höchstens ein rein natürliches Heilmittel oder urchristliches Charisma gegeben, das später aufgehört habe. Die tragische Hilflosigkeit des sakramentlosen Beistandes bei Sterbenden und Bewußtlosen wird von ihnen geflissentlich übersehen in einer typischen Lieblosigkeit der Eiferer und Reformatoren.

4. *Die Wirkungen.* — Sie sind festzustellen aus den Worten der Einsetzung, der symbolischen Bedeutung der Zeichen, dem Text, der Form des Sakramentes, der Lehrentwicklung der Tradition und ergänzungsweise der griechischen Kirche. Jakobus nennt: *salvabit* (körperliche Wirkung) — *alleviabit* (geistige Wirkung) — *remittentur* (übernatürliche Wirkung). Das ist angemessen der dreifachen Not des Schwerkranken: der Schmerz des körperlichen Leidens und die Bedrohung des leiblichen Lebens — die Not der Todesstunde und ihre Dämonie — die Last

der Sündenschuld vor dem nahenden Richter. Das *Tridentinum* (XIV, 2) bietet folgende systematische Zusammenstellung der Wirkungen: 1. *Gratia Spiritus S.* — Mehrung der heiligmachenden Gnade; diese Wirkung ist der Krankenölung mit den übrigen sacramenta vivorum gemeinsam. 2. *Cujus unctio delicta ac peccatorum reliquias abstergit* — Vergebung der Sünden und Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen; als Überbleibsel der Sünde werden genannt: Willensschwäche, Geistesstumpfheit, Verzagtsein des Herzens. Diese Wirkung ist sekundär und hypothetisch, aber doch direkt, nicht bloß per accidens. 3. *Aegroti animam allevat et confirmat, magnam divinae misericordiae fiduciam excitando, qua infirmus sublevatus et morbi incommoda levius fert et tentationibus daemonum facilius resistit* — also der gesamte Gnadenbeistand zu Licht, Kraft, Standhaftigkeit, Trost in der besonderen Not der schweren Erkrankung. Diese Wirkung ist primär und absolut. *Scheeben* wertet sie als konsekratorisch, ähnlich der Firmung, im Sinne einer Weihe zum Todeskampfe. 4. *Sanitatem corporis interdum consequitur* — Heilung oder Linderung der körperlichen Krankheit oder auch der Todesschwäche. Diese Wirkung ist spezifisch, aber hypothetisch — nach Thomas von Aquin nur ein effectus secundarius, qui cessat cessante primario. Es ist bekannt, daß die Wirkungen, die unter 3. und 4. genannt sind, im heutigen Spendungstext fast ausschließlich zum Ausdruck kommen.

Von jeher wurde bezüglich der Wirkung ein Schwerpunkt betont. Die *Ostkirche* betont unter Degradierung der übernatürlichen und seelischen Wirkungen die Heilung des Körpers und nimmt die Krankenölung deshalb z. B. in der Karwoche ganz allgemein und im Kirchenraum vor. Nach *Benedikt XIV.* handelt es sich dabei aber nicht um das Sakrament, sondern um eine reine Zeremonie und sakramentale Segnung als Ersatz für medizinische Hilfe. *Bonaventura* betont im Gegensatz dazu einseitig die Sündenvergebung und der *Skotismus* leitete daraus bekanntlich rigorose Forderungen ab. Nach der hl. Ölung durfte man kein Fleisch mehr essen, auch im Genesungsfalle nicht mehr tanzen, das Eheleben nicht fortsetzen usw. Daraus resultierte der Aufschub ihres Empfanges bis zum Lebensende und im besonderen ihre Bezeichnung als extrema. Die Sündenvergebung ist zwar effectus proprius, jedoch secundarius, weshalb das *Tridentinum* auch (allerdings in ungenauer Formulierung) ihn extraordinarius nennt. Neuerdings wird (z. B. von *Walter*, Die Herrlichkeit des christlichen Sterbens, Freiburg 1938) die Krankenölung als Sakrament der Todesweihe gefaßt, zur Vorbereitung auf die Glorie als der Genesung im vollsten Sinne. Diese Wirkung ist aus der theologischen Gegebenheit des Sakramentes

wohl nur als effectus consecutivus und secundarius, wenn auch specificus zu erweisen. Darum stellt diese exklusive Betonung eine einseitige Überspitzung ins Eschatologische mit dem Ton auf der Transzendenz dar. Vielleicht darf auch noch darauf verwiesen werden, daß die Todesweihe religionspsychologisch in Zeiten tiefer Gläubigkeit oder stärkerer Todesbejahung angängiger ist und gegenüber der modernen Betonung einer biologisch bestimmten Vitalität schwerer fällt.

Aus der Sakramentalität der Krankenölung und der Bedeutung ihrer Wirkungen folgt übrigens noch nicht ihre *Heilsnotwendigkeit*. Ähnlich wie für die Firmung besteht, weder eine *necessitas medii* noch *praecepti*. Jak 5, 14 bedeutet wohl mehr einen Rat als ein Gebot. Alphons von Liguori selber sieht eine *obligatio gravis suscipiendi hoc sacramentum* nur per accidens, bei *scandalum* oder *contemptus*.

5. *Der Empfänger*. — Die Frage nach dem Empfänger, die für die Sinngebung des Sakramentes besonders aufschlußreich ist, wird von Jak 5, 14 in schlichter Klarheit bekanntlich so umschrieben: „*Infirmatur quis in vobis.*“ Demgemäß sagt das Tridentinum XIV, 3: *hanc unctionem infirmis esse adhibendam*. Daraus folgert Alphons (Haringer 1847 VI, 706 ff.), daß die Spendung an Gesunde ungültig und schwer sündhaft sei. Anderseits besteht nach Gassner naturgemäß eine große Spannweite bezüglich der Krankheitsstadien und ihrer Beurteilungsmöglichkeit, jedenfalls so, daß zu unterscheiden ist, wann die Ölung gespendet werden *muß* und wann sie gespendet werden *darf*. Jedenfalls betont Schuster, daß dieses Sakrament wirke per modum medicinae, so daß als Empfänger ein Kranker in Betracht komme, so lange ihm überhaupt noch geholfen werden könne. Das Tridentinum fügt allerdings hinzu: *iis vero praesertim, qui tam periculose decumbunt, ut in exitu vitae videantur*. Vom Codex, can. 944, wird das folgendermaßen modifiziert: *omni studio et diligentia curandum, ut infirmi sui plene compotes recipiant*. Alphons betont also mit Recht: *non expectandum, donec sensibus careant vel omnino sint desperati*. Die Autoren verweisen auch auf die Formulierung des Florentinums: *de cujus morte timetur*, wobei auch keine medizinisch nicht streng erweisbare, wissenschaftlich unbegründete Furcht etwa der Angehörigen als Berechtigungsgrund zum Empfang des Sakramentes bezeichnet wird.

Nicht berechtigt die *Operation* als solche, zumal die Sterblichkeit bei Operationen heute von 60 Prozent auf 7 Prozent, bzw. 3 Prozent gesunken ist. Wird allerdings eine Operation zur Behebung eines wirklichen Leidens vorgenommen, einer schweren Krankheit also, kann das Sakrament mit Rücksicht



auf diese schwere Erkrankung vor der Operation gespendet werden. Bezüglich der *alten Leute* ist das Rituale großzügig und nennt als Empfänger auch solche senes, qui prae senio deficient, etiam sine alia infirmitate. Daraus spricht allerdings die Auffassung, daß das senium an sich eine Krankheit und damit eine Todesursache ist, was den neueren medizinischen Auffassungen widerspricht (Tagung der Wiener ärztlichen Akademie 1941 zu Bad Gastein). Bezüglich der *Kinder* verlangt das Rituale Romanum den usus rationis als Voraussetzung, wozu Alphons mildernd ergänzt, die hl. Ölung könne auch schon Kindern gegeben werden, die zwar non communionis, sed doli capaces sind. Zur Begründung verweist Thomas darauf, daß die Heilung — die für Kinder ja desgleichen in Betracht kommt — nur effectus secundarius ist, der cessante primario hinfällig wird, so daß das Sakrament dann an sie nicht gespendet werden könne, da sie — ebenso wie die perpetuo amentes — für die Sündenvergebung, den Hauptzweck, a priori nicht in Betracht kommen. Jedenfalls ist das Problem der Kinderölung äußerlich im negativen Sinn entschieden, dürfte aber grundsätzlich als offen zu bezeichnen sein, zumal sie nicht nur von der Ostkirche bis zum heutigen Tag, sondern auch in der Frühkirche weithin üblich war.

Es sei noch verwiesen auf eine Entscheidung der Congr. de propaganda fide vom Jahre 1821, daß ein Erwachsener, der\*in schwerer Krankheit getauft wurde, nach dieser Taufe auch die Ölung empfangen dürfe und solle; also setzt die Ölung jedenfalls nicht die Tatsächlichkeit der persönlichen Sünde voraus. Es ist schließlich bekannt, daß auch äußerlich *Toten* dieses Sakrament gespendet werden kann; die Spendungsmöglichkeit liegt vor allem begründet in der Fortdauer der Lebensfunktionen auch nach dem äußeren Todeseintritt und in der Schwierigkeit, den echten Tod äußerlich festzustellen. *Ruland* (Pastoralmedizin I, 302 ff.) verweist mit Recht darauf, daß die Asphyxie (der Zustand des Nichtmehratmens) noch nicht identisch ist mit dem Todeszustand, weil unser Atemzentrum (im verlängerten Mark) ganz allgemein durch Sauerstoffmangel oder Kohlensäureüberschuß erschöpft wird und deshalb die Asphyxie auch bei nicht tödlichem Lungenkollaps, bei Verschüttungen und Vergiftungen eintreten kann. In ähnlicher Weise kann auch die Herztätigkeit durch einen allgemeinen Reiz auf den Nervus vagus unwahrnehmbar werden. Keine genügenden Todesanzeichen sind weiterhin Bewußtlosigkeit, Starre und Gefühllosigkeit der Glieder, Aussetzen des Pulses, Wegfall des Pupillarreflexes, Reaktionslosigkeit gegenüber dem Auftropfen von heißem Siegelack. Kitzeln der Fußsohlen usw. Es muß vielmehr geachtet werden

auf die Summe der Wirkungen, die durch das Schwinden der Herztätigkeit hervorgerufen werden: Auftreten der Totenflecken, Aufhören der Gewebespannungen bei Haut und Muskeln, friedliches Aussehen, Kaltwerden, Erstarrung usw. Bei allmählich Sterbenden tritt der Tod bekanntlich schneller ein, bei plötzlich Sterbenden (Unfall usw.) schwindet das Leben langsamer, so daß dementsprechend die hl. Ölung auch post mortem (externam) gespendet werden kann, bzw. soll.

In diesem Zusammenhang sei verwiesen auf die *eschatologische* Personalfunktion dieses Sakramentes. Das Wort Christi „Infirmus fui et visitastis me“ bekommt einen tieferen Sinn, wenn wir jedes Sakrament (mit Walter) als Hinführung zu Christus erfassen. So ist die Krankenölung einerseits eine Heimkehr Christi zu Christus im Kranken, anderseits eine Heimkehr des Christen zu sich selber und seinem Erlöser. Jedem Christen sollte der Empfang dieses Sakramentes ein Anliegen persönlicher Erfüllung sein.

6. *Materie*. — Das Öl (aus Oliven gewonnen) ist die *materia remota sacramenti*. Es soll vom Bischof ad hoc geweiht sein. Bis ins 11. Jahrhundert war diese Weihe des *oleum infirmorum* jedem Priester erlaubt. Clemens VIII. und Benedikt XIV. bestimmten auch noch später, daß ein einfacher Priester mit ausdrücklicher oder stillschweigender Erlaubnis des Papstes die Weihe vornehmen könne. Tatsächlich wurden 1916 die polnischen Priester, 1933 die Priester bei den alexandrinischen unierten Kopten zur Weihe aller Öle bevollmächtigt, wozu sie in der Ostkirche und im ambrosianischen Ritus seit je befähigt sind. Zur Selbstsalbung war früher das Öl vielfach gebräuchlich. Schuster verweist darauf, daß jedes Haus sein heiliges Öl (wie heute das Weihwasser) zum äußeren und inneren Gebrauch bei Krankheiten hatte, das jeden Sonntag von den Priestern geweiht wurde. Schon Innozenz I. spricht von diesem Brauch. Das *Rituale Romanum* sieht eine solche Ölweihe („zum Heil für Leib und Seele“) desgleichen vor. In diesem Zusammenhang sei allerdings auch darauf verwiesen, daß Alphons es als läßliche Sünde bezeichnet, *oleum infirmorum retinere domi*.

*Materia proxima* ist die *Salbung*. Zur Gültigkeit des Sakramentenempfanges ist (nur) eine Salbung notwendig. Die heute üblichen Salbungen sind erst seit dem 17. Jahrhundert so gebräuchlich. Bei den Griechen ist bekanntlich die wiederholte Salbung durch sieben oder mindestens drei Priester üblich. Die *unctio renum* ist heutzutage praktisch, auch bei Männern, abgeschafft. Bezüglich der *unctio pedum* sagt der Codex, can. 947: *ex qualibet rationabili causa omitti potest*. Bei Infektionskrankheiten oder wenn der Kranke nicht umgewendet werden kann,

ist es auch nicht nötig, bei den einzelnen Sinnesorganen beide Salbungen vorzunehmen. Fehlt ein Glied, ist die Salbung am nächstliegenden Körperteil zu applizieren. Hierzu bemerkt Thomas begründend, daß die *potentia animae in radice corporis* ihren Sitz habe. Can. 947 bemerkt noch, daß in *casu gravis necessitatis adhibito instrumento* gesalbt werden darf.

Bezüglich des *minister sacramenti* sagt can. 938: *Parochus loci, in quo degit infirmus, est minister ordinarius; de licentia saltem rationabiliter praesumpta* kann auch ein anderer Priester, besonders in *periculo*, die Spendung vornehmen. Zu ihrer Gültigkeit genügt die Weihewalt auch ohne besondere Jurisdiktionsgewalt. *Alexander III.* betont: *sacerdos etiam solus* (also *sine ministrante*) *potest ungere*. *Gassner* will sogar, daß der Priester lieber sich selber *respondiere*, als daß „ein Frauenzimmer für den Ministranten eintritt“. Im Gegensatz dazu ist heute die Mitarbeit der Schwester nicht nur in der Krankenseelsorge allgemein, sondern speziell bei der Spendung dieses Sakramentes aus mehreren Gründen erforderlich und erwünscht. Alphons übertreibt jedenfalls, wenn er es als läßliche Sünde bezeichnet, die Spendung ohne Meßdiener vorzunehmen; ähnlich sündhaft ist es ihm, die Salbung *sine lumine* und *aliter quam in forma crucis* vorzunehmen; ein *grave peccatum* ist es ihm sogar, *extra casum necessitatis sine superpelliceo et stola* zu agieren.

7. *Die Form.* — Sie ist das bei der Spendung gesprochene Wort des Gebetes, die *oratio fidei* (vgl. Jak 5, 14: „*orent super eum*“ und die Bezeichnung der Ostkirche „*Euchelaion*“). Kein anderes Sakrament ist mit so vielen Gebeten umgeben wie die Ölung der Kranken. Noch das letzte *Rituale Romanum* verlangte außerdem während der Spendung von den Gläubigen das Abbeten der Bußsalmen und der Litanei für die Sterbenden. Heute noch werden die Gebete fortgesetzt in der angefügten Generalabsolution und (zu langen) *Commendatio animae*. In Analogie zur Taufe ist bei mehreren Kranken die Handlung bei jedem einzelnen vorzunehmen; die Gebete sind dann in der Mehrzahl zu verrichten. Extra *articulum mortis* empfiehlt sich weithin das Gebet in deutscher Sprache nach einer ausgewogenen Übersetzung (vergl. meine vom Wiener Ordinariat unter dem 13. Juli 1938 approbierte Ausgabe). Die drei Orationen nach der Salbung sind im gleichen Sinne nicht kniend am Tisch, sondern stehend *versus infirmum* zu verrichten. Es wird noch darauf hingewiesen, was *de Herdt* sagt: „Die Gebete können vor der Salbung in der Kirche gebetet werden und die Gebete nach den Salbungen ebenfalls in der Kirche (bei Pest und ähnlichen Krankheiten) . . . ist Gefahr in Verzug, so können sämtliche Gebete nach der Rück-



kehr in der Kirche verrichtet werden.“ Es ist wohl anzunehmen, daß eine ähnliche Praxis auch gegenüber dem heute öfter gegebenen *periculum profanationis* besonders bei Bewußtlosen, bzw. in öffentlichen Spitälern möglich, wenn auch nicht anzuraten ist.

8. *Pastorale Probleme.* — An sich könnte man heute versucht sein, die private Selbstsalbung oder zumindest die Salbung durch den Priester, die nicht als Sakrament, sondern als *Heilsakramentale* zu verstehen wäre, zu fordern, bzw. zu fördern. Umsomehr, als die therapeutische und kosmetische Salbung heute hoch in Schwung ist und darum dem modernen Menschen als Heilhilfe wohl durchaus verständlich gemacht werden könnte. Ich möchte mich gleichwohl dagegen aussprechen. Der moderne Salbungsgebrauch ist weniger therapeutisch als vielmehr kosmetisch oder gar als moderne Verfallserscheinung zu werten. Zudem stehen in der Kirche gemäß dem *Rituale Romanum* erprobte Sakramentalien in reicher Fülle zur Verfügung: Weihwasser, Medaillen, Skapuliere usw., von denen speziell der eigentliche *Krankensegen* viel mehr geübt werden sollte, zumal er auch eindrucksvolle Formulierungen enthält. Auf diese auch im natürlich-körperlichen Bereich wirksame Beihilfe sollten wir umso weniger verzichten, als es uralte priesterliche Funktion und Gabe ist, als Priesterarzt den Gesundheitswillen der Kranken zu wecken, zu stärken und auszurichten. Je größer das Vertrauen ist, das wir am Krankenbett genießen, desto erfolgreicher wird unsere Krankenhilfe im gesamten Bereich sein.

Verzichten kann die Menschheit auf diese unsere Beihilfe nicht. Die moderne Lebensnot („*malaise générale*“) als eigentliche Konstitutionsbelastung und allgemeine Krankheitsbereitschaft des heutigen Menschen läßt auch von der Seelsorge und dann auch wohl in besonderer Weise von der Krankenseelsorge erwarten, daß sie „sich des Volkes erbarme“. Wenn nun tatsächlich fünf Prozent der Patienten im Krankenhaus sterben und die anderen 95 Prozent geheilt oder gebessert entlassen werden — um allerdings in immer kürzeren Abständen wieder zurückkehren zu müssen —, so wird sich die Krankenseelsorge sicherlich mit in den Dienst, die Pflicht und die Chance dieser so sehr aktuell gewordenen *Heil-Hilfe* hineinstellen müssen. Zu diesem Zweck werden wir Krankenseelsorger nicht umhin können, uns stärker mit medizinischen, speziell psychotherapeutischen Problemen auseinanderzusetzen oder uns zumindest von Fachmediziniern eingehender unterrichten zu lassen.

Krankenseelsorge im Krankenhaus ist ja, wie gesagt, nur mehr in fünf Prozent die früher übliche und heute noch vielfach einseitig vorschwebende *Sterbenden-Seelsorge*, die sich oft auf

Spendung der Sterbesakramente beschränken konnte und mußte. In den weitaus meisten Fällen ist Krankenseelsorge heutzutage *Gesunden-Seelsorge*. Ihre Funktion ist weithin nicht eschatologisch, sondern *missionarisch*. Sie muß den modernen, meist abseits gestandenen Menschen, der unversehens für drei Wochen in das Spital geraten ist, in diesen drei Wochen zu erfassen, religiös wiederzugewinnen und für ein besseres „neues“ Leben zu aktivieren suchen. Wir werden niemand ein Sakrament spenden wollen oder können, der es nicht empfangen will, bzw. nicht disponiert ist. Aber es ist für den modernen Krankenseelsorger eine unmögliche Bestimmung, nur dann zum Krankenbett zu gelangen, wenn er vom Kranken gerufen wird. Es ist gerade dies eine seiner wichtigsten Aufgaben, an den Kranken heranzutreten und ihn — natürlich unter voller und ehrlicher Respektierung der Willensfreiheit und Selbstbestimmung des Patienten — für das Religiöse neu oder vertieft zu gewinnen.

Eine missionarisch, nicht so sehr eschatologisch orientierte Krankenseelsorge wird sich nicht (bloß) auf das Sakrament der Krankenölung (und gewisser Sakramentalien) stützen, sondern noch mehr auf die Sakramente der *Buße* und der *Eucharistie*. Die Kirche setzt übrigens für die Eucharistie als viaticum auch in der Todesstunde, nicht aber für die Krankenölung die *necessitas praecepti*. Wir wissen, daß beide Sakramente ausgesprochen positiv und geradezu heilshelferisch ausgerichtet sind.

Nehmen wir gemäß obigen Darlegungen die Krankenölung dagegen mehr als Sakrament der *Sterbehilfe* und *Todesweihe*, so wandert sie mehr und mehr vom Krankenhaus als Gesundheitsinstitut ab und hinüber in jene Räume, in denen sich der moderne Mensch zum Sterben niederlegt — in das Altersheim und Privathaus. Sie wird geradezu ein wichtigster Wesensbestandteil der stets aktueller werdenden Altersseelsorge. Es ist auch in diesem Sinne durchaus sinngemäß, daß sich die pfarrliche Krankenseelsorge schon immer als Seelsorge der Hauskranken und der alten Leute erlebte und z. B. auch den „Krankentag“ von vornherein als auch den Greisen angehörig organisierte. Auch das „Krankenapostolat“ muß mit beiden Kategorien in gleicher Weise rechnen.

Hier wird sofort deutlich, welche Spannweiten der *Krankenanspruch* unter diesen Voraussetzungen aufweisen muß, um seinen Aufgaben jeweils gerecht zu werden. Welch großer Unterschied besteht zwischen der Heilhilfe, die den Gesundungswillen aktivieren helfen und ihn bewußt auf einen Neuaufbau diesseitigen Lebens ausrichten soll, und der Sterbehilfe, die den Müde gewordenen zur Pforte des ewigen Lebens begleiten soll! Im Krankenhaus benötigt der Kranke weniger den dort noch vielfach

angebotenen Leidenstrost, und am Sterbebett sollten wir uns das öde Gerede vom „Schonwiederbesserwerden“ usw. gründlich abgewöhnen.

Die Ziellosigkeit des Krankenzuspruches ist im eigentlichen Sinne heillos! Allerdings ist klar, daß einerseits der Krankenhaus-seelsorger ohne fachliche, besonders psychotherapeutische Schulung, nicht auskommt, und anderseits der Sterbenden-Seelsorger sich stärker in die Psychologie der *Sterbestunde* wird einfühlen müssen. Er wird vor der Unmöglichkeit, sich ganz in die Not der Agonie hineinzufinden, nicht zurückschrecken dürfen, zumal der heutzutage häufigere Typ des Sterbenden, der alte Mensch, meist ein leichteres, reiferes und schöneres Sterben hat als der mitten aus der Lebensfülle Gerissene. Allerdings gilt es auch zu bedenken, daß der moderne Mensch meist weniger glaubenstief, gefestigt und krisengeschult ist und darum oft auch mehr Todesstrost braucht, den er von der Kirche ja auch erhoffen darf.

Von hier wird die Seelsorge ein gewichtiges Wort in die gegebene *Todesbereitschaft* und Todesangst des Menschen in Kriegszeit und Kriegsgefahr zu sagen haben, soll dieselbe nicht zur gefährlichen Angstneurose werden. Es bleibt allerdings fraglich, ob wir von hier aus zu einer eschatologischen Weckung und Anregung durchstoßen. Nicht immer schafft die aktuelle Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit der christlichen Eschatologie schon auch die rechten Voraussetzungen dafür.

Vielleicht läßt sich in diesem Zusammenhange des lichtvollen Sakramentes kirchlicher Todesweihe noch ein Wort sagen zur Notwendigkeit, den *Begräbnisritus* an der christlichen Eschatologie schöner auszurichten und speziell mit dem verfehlten falschen „pompe funèbre“ aus dem romanischen Barock aufzuräumen. Die Kraft und Fülle christlicher Sterbehilfe und sakramentaler Todesweihe kann dieser repräsentativen Verbrämungen wohl entraten und gibt dafür echte Werte.

## Die Schulfrage in naturrechtlicher und sozialetischer Beleuchtung

Von Pfarrer Rudolf Hausleithner, Schönering (O.-Ö.)

„Kulturpolitik“ ist das Sammelwort geworden für eine Reihe von sozialen, kulturellen, auch kirchlichen und religiösen Fragen, mit denen sich in neuester Zeit die Staaten und Regierungen in Gesetzgebung und Verwaltung beschäftigen; es bezeichnet den jüngsten und einen der geschäftigsten Zweige der Politik. Das Wort ist da, wir nehmen es hin, und es kommt uns gar nicht



zum Bewußtsein, daß es eigentlich eine *Contradictio in adjectis* beinhaltet. Denn Politik ist eine Funktion des Staates, Kultur ist eine Funktion der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft aber sind zwei ganz verschiedene, je für sich eigenständig-autonome Lebenskreise. Selbst wenn diese Lebenskreise sich einmal zufällig und scheinbar decken, wie das fälschlich von geschlossenen Nationalstaaten behauptet wird, ist erst recht die eigenständig-autonome Tätigkeit beider streng auseinander zu halten. Werden jedoch die Grenzen zwischen den beiderseitigen Tätigkeitsgebieten verwischt, greift die Tätigkeit des Staates, also die Politik, hinüber in das Tätigkeitsgebiet der Gesellschaft, zum Beispiel in die Kultur, dann ist zum mindesten eine gefährliche Verwirrung eingegrissen. Die klaren Begriffe dessen, was Staat und was Gesellschaft ist, sowie was dem einen und dem anderen zusteht, sind verlorengegangen; die Tätigkeit des Staates beginnt hypertrophisch zu wuchern, während die Tätigkeit der Gesellschaft atrophisch verkümmert, das soziale Gleichgewicht ist gestört. Davon werden sich alsbald schlimme Schadensfolgen zeigen, denn durch den Eingriff des Staates wird in der Regel das Übel nicht behoben, vielmehr verbreitert und vertieft.

Damit ist schon angedeutet, daß wir es offensichtlich mit einer Entartungserscheinung zu tun haben, wenn die Schulfrage eines Landes unter die „Belange“ der Kulturpolitik geraten ist. (Übrigens gilt ähnliches auch von dem, was als Kirchenpolitik, Wirtschaftspolitik, Bevölkerungspolitik u. dgl. bezeichnet wird). Daher ist bei Erörterung der Schulfrage die erste Aufgabe, sich völlig klar zu werden, *auf welchem Boden eigentlich und wirklich die Erziehungs- und Schulfrage von Haus aus, d. i. von Natur aus, gelegen ist*. Wir haben also die naturrechtlich-ethische Grundlage und die von da aus sich eröffnenden Wege zu suchen.

# I.

Da ist die grundlegende Tatsache: „Gott schuf den Menschen“<sup>1)</sup>, den Menschen mit seinen Anlagen und Neigungen, mit seinen angeborenen Menschenrechten und Menschenpflichten. Die Natur des Menschen ist der Ausdruck des göttlichen Schöpferwillens; sie gibt uns die sichere Orientierung für alle Fragen des menschlichen Lebens; „naturgemäß“ ist „schöpfungsgemäß“.

Der Herr aber schuf die Menschen als Mann und Weib. Die Differenzierung der Geschlechter ist hingeordnet auf das Kind: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde“<sup>2)</sup>. Da ist die Bestimmung der Geschlechter ausgesprochen, die Ehe ist

<sup>1)</sup> Gn 1, 27.

<sup>2)</sup> Gn 1, 28.

eingesetzt, die Familie begründet. Das Kind gehört zur ehelichen Gemeinschaft von Mann und Weib, wie die Frucht zum Baume. Wie der Baum die Frucht festhält und erst abwirft, wenn sie reif, d. h. befähigt ist, das empfangene Leben weiter zu zeugen, so bleibt das Kind den Eltern verhaftet und zugehörig, bis es reif geworden ist, d. h. bis „der Mann seinen Vater und seine Mutter verläßt und seinem Weibe anhängt“<sup>3)</sup>. Die Eltern erzeugen das Leben des Kindes, hüten und pflegen es und entfalten es zur Vollreife. *Erziehungsrecht ist in gleicher Weise Elternrecht wie das Zeugungsrecht.*

Es ist groß verwunderlich, daß man je diese Auffassung verlieren konnte. Denn von was immer für einer Seite man an diese Frage herantritt, stets führt das gerade Denken zum gleichen Resultat.

Nimmt man die Frage *biologisch*, dann stellt sich das Kind dar als Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut der Eltern. In den Anlagen des Kindes wirkt das Erbe der Eltern fort, wie oft sogar als tragische, ja dämonische Realität! Mag Eugenik vor der ehelichen Verbindung der Eltern — es sei dahingestellt, mit wieviel Recht — beratend und deutend, warnend oder ermunternd sich zu Worte melden, sobald die eheliche Verbindung vollzogen und die Lebenszeugung geschehen ist, sind die unlöslichen Blutsbände zwischen Eltern und Kind, auch im Bereiche des Seelisch-Geistigen, geschlungen, und nichts mehr vermag sie aus der Welt zu schaffen. Jeder Versuch, sie zu zerreißen, ist Gewalt und Unrecht gegen beide.

Nimmt man die Frage *psychologisch*: die Sehnsucht nach dem Kinde, die Freude an dem Kinde, die Sorge für das Kind, die Liebe zu dem Kinde —; wer in der Welt wollte sich anmaßen, in allen diesen starken Gemütswerten die fleischlichen Eltern übertreffen oder ersetzen zu wollen? Da wirken die Blutsbände mit stärksten seelischen Affekten bis in den Alltag eines ganzen langen Lebens hinein und offenbaren nicht selten geradezu heroische Kräfte.

Nimmt man die Frage *ethisch*, zieht man auch die andere Tatsache herein, daß nicht bloß der fleischgeborene Körper, sondern auch die gottgeschaffene Seele des Kindes den Eltern in die Hände gegeben ist, dann tritt mit Riesengröße zum Elternrecht die Elternpflicht, zur Befugnis die Verantwortung. Der Schöpfergott wird die Seele des Kindes aus der Hand der Eltern fordern, denen er sie anvertraut hat. Und keine Instanz ist zwischen Himmel und Erde, die diese Verantwortung den Eltern abnehmen oder sie aufheben könnte.

<sup>3)</sup> Gn 2, 24.

Das gleiche Resultat erbringt auch die *soziologische* Betrachtung. Durch das Kind erweitert sich die eheliche Gemeinschaft der Eltern zur Familie, erst durch das Kind wird sie Quelle und Ausgang aller menschlichen Gemeinschaftsbildung. Wer diesen Ring, den das Kind mit den Eltern schließt und an dem die ganze Kette der *societas humana* hängt, mit brutalen Händen zersprengen wollte, indem er das Kind herausreißt, der wäre ein Übeltäter wahrhaft asozialer, gemeingefährlicher Art.

Das kirchliche Recht bestätigt und bekräftigt alle diese Aussagen der Natur, indem es kurz und bündig erklärt: „*Matrimonii finis primarius est procreatio atque educatio prolis*<sup>4)</sup>. Mit einem Wort: *Das Erziehungsrecht ist primär ein Elternrecht, des Kindes naturgemäße Schule ist die Familie.*

Nicht bloß die Tatsache, auch der Umfang des elterlichen Erziehungsrechtes ist von der Natur selbst umschrieben. Die Mutterbrust ist des Kindes erste Nahrung. Der Mutter Hände geben ihm die erste Körperpflege; sie begründen die *körperliche Erziehung* des Kindes. Der Mutter Sprache entnimmt der erwachende Geist des Kindes die ersten Worte und die damit verbundenen Begriffe, auch die ersten Gebete und Vorstellungen von Gott und seinen Heiligen; Erweckung des *geistigen Lebens*, sowie die erste Entfaltung des *religiösen Lebens* ist das Werk der Mutter. Unter der Zucht des Vaters lernt es dann nicht bloß Gut und Böse unterscheiden, sondern auch die Tugenden des Gehorsams, der Wahrhaftigkeit, der Verträglichkeit, der Redlichkeit üben; das *sittliche Leben* entwickelt sich wurzelhaft im Elternhaus. Unter dem Beispiel, unter Anleitung der Eltern übt sich das Kind in den ersten kindlichen Arbeitsverrichtungen und wächst mit den wachsenden Jahren und Kräften in die Tätigkeiten des beruflichen, *bürgerlichen Lebens* hinein. Wir wissen aus tausendfältiger Erfahrung, aus den Biographien großer Männer und aus den Gerichtsakten großer Verbrecher, wie entscheidend wichtig für das ganze Leben eines Menschen die Art und Weise ist, nach der in der Kinderstube seine geistigen und religiösen, seine sittlichen und sozialen Kräfte erweckt und erzogen worden sind. Was der Mensch mit der Muttermilch in sich aufgenommen hat, davon zehrt er sein Leben lang. Wieder faßt das kirchliche Recht in klassischer Kürze zusammen, was die Natur uns offenbart, wenn es feststellt: „*Parentes gravissima obligatione tenentur prolis educationem tum religiosam et moralem, tum physicam et civilem pro viribus curandi*<sup>5)</sup>. Damit ist das gesamte Erziehungswerk in seinem vollsten Umfange den Eltern auf das Gewissen gebunden.

<sup>4)</sup> Can. 1013, § 1, CJC.

<sup>5)</sup> Can. 1113 CJC.

Die große Erziehungszyklika Pius' XI. „*Divini illius Magistri*“ vom 31. Dezember 1929 stellt fest: „Die Familie hat unmittelbar vom Schöpfer den Auftrag und daher auch das Recht, ihre Nachkommenschaft zu erziehen, ein unveräußerliches Recht, weil unzertrennlich verbunden mit der strengsten Verpflichtung, ein Recht, das jedweden Rechte der Volksgemeinschaft und des Staates vorausgeht.“ Sie beruft sich dafür auf die Lehre des heiligen Thomas: „Der Vater ist der Ursprung der Zeugung und Erziehung und Zucht und alles dessen, was zur Vervollkommnung des Menschenlebens gehört.“ Damit ist im Einklang mit allem Gesagten dargetan: Erziehung ist naturrechtlich eine Angelegenheit der Eltern und der Familie, sie hat von Haus aus mit dem Staate und dessen Politik nichts zu tun. *Erster und ursprünglicher Erziehungsfaktor ist naturrechtlich das Elternhaus.*

## II.

Nun aber liegt die Familie mit den Eltern und den Kindern nicht isoliert und für sich allein im gesellschaftlichen Raum; sie ist vielmehr durch tausend Fäden mit dem Körper der Gesellschaft und dessen einzelnen Gliedern verbunden. Diese Fäden gehen von ihr aus nicht nur zu den größeren *Blutsgemeinschaften* (Sippe, Stamm, Nation), sie gehen auch zu den *Siedlungsgemeinschaften* (Gemeinde, Land, Staat), zu den *beruflichen Gemeinschaften* (Werkgemeinde, Zunft, Berufsstand) und zu den *kulturellen Gemeinschaften* (Bauerntum, Bürgertum, Arbeitertum). Ganz mächtig ist die Verbindung der Familie mit der *Glaubens- und Gnadengemeinschaft der Kirche*. Von der Familie aus steigt der Strom des Gemeinschaftslebens in die größeren und großen Gesellschaftsgebilde hinauf; von diesen aus fließt und wirkt er auf die Familie zurück. Der Gesellenvater Adolf Kolping hat mitten in der Hochflut des Liberalismus den familienhaften Charakter aller sozialen Gemeinschaften wieder entdeckt. Leo XIII. und Pius XI. aber betonen mit Nachdruck die Rückwirkung aller gesellschaftlichen Zustände auf die Familie. In dieser engen Verbundenheit der Familie mit sämtlichen Organen des Gesellschaftskörpers liegt ja die großartige Bedeutung der Familie als „Mutterzelle allen Gemeinschaftslebens“<sup>6)</sup>.

Da erhebt sich nun die Frage: nach welchem Gesetze regelt sich das Verhältnis der Familie zu den größeren und umfassenderen Gemeinschaften, die aus ihr hervorgehen und in die sie eingebettet ist? Wie werden die Freiheiten, auf die sie Anspruch

<sup>6)</sup> Pius XII. im Handschreiben an die „*Semaines sociales*“ zu Straßburg 1946.



hat, und die Verpflichtungen, denen sie unterworfen ist, aufeinander abgestimmt? Nach welcher Ordnung gibt die Familie an das Gesellschaftsganze, was sie zu leisten hat, und empfängt sie, was sie von ihm zu fordern hat? Die Beantwortung dieser Frage ist von entscheidender Wichtigkeit für die Lösung aller sozialen Familienprobleme, ganz besonders für die Lösung des Schulproblems.

Hier ist der Punkt, an dem wir uns über die ganze Tragweite eines soziologischen Gesetzes klar werden müssen, das leider in seiner universellen Bedeutung noch immer nicht richtig gewürdigt wird. Dieses Gesetz ist natürlich zu allen Zeiten in Geltung und in Wirksamkeit gewesen, aber Pius XI. gebührt der Ruhm, dafür eine kurze und klare Formel geprägt zu haben: „*Jedwede Gesellschaftstätigkeit ist ihrem Wesen und Begriff nach subsidiär, sie soll die Glieder des Gesellschaftskörpers unterstützen, darf sie aber niemals zerschlagen oder aufsaugen*“<sup>7)</sup>. Dieses Gesetz gilt für das gesamte Gesellschaftsleben ausnahmslos und allgemein. Der gegenwärtige Heilige Vater, der wiederholt auf die große Bedeutung dieser Formulierung seines Vorgängers hinweist, nimmt keinen Anstand zu erklären: dieses Gesetz „gilt auch für das Leben der Kirche, unbeschadet ihrer hierarchischen Struktur“<sup>8)</sup>.

Der Papst, der die Formel geprägt hat, erklärt sie auch: „Dasjenige, was der einzelne Mensch aus eigener Initiative und mit seinen eigenen Kräften leisten kann, soll ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden; das würde gegen die Gerechtigkeit verstoßen.“ Die Freiheit der Person und ihrer Eigenbetätigung innerhalb der Gemeinschaft ist damit gesichert. Und weiter: „Was die kleinen, untergeordneten Gemeinschaften leisten und zum guten Ende führen können, das darf nicht eine weitere und übergeordnete Gemeinschaft in Anspruch nehmen. Das wäre überaus nachteilig und müßte die ganze Gesellschaftsordnung verwirren.“ Damit ist die Eigenständigkeit und Selbstverwaltung der kleineren Gliedgemeinschaften im Gesellschaftskörper (Familie — Sippe, Werkgemeinde — Berufsstand, Gemeinde — Land) garantiert. Der Papst nennt dieses Gesetz der Subsidiarität ein „*fixum immotumque in philosophia sociali gravissimum principium*“<sup>9)</sup>. Sein fundamentaler Sinn ist: alle Gesellschaftsgebilde sind gegenüber den untergeordneten Kleingemeinschaften und Einzelpersonen in dienender Rolle, ihre Stellung ist nicht Herrschafts-, sondern Hilfsstellung.

<sup>7)</sup> Rundschreiben Quadragesimo anno 79.

<sup>8)</sup> Ansprache an das Kardinalskollegium vom 20. Februar 1946.

<sup>9)</sup> Rundschreiben Quadragesimo anno 79.

Wenden wir dieses universale Sozialgesetz auf das Teilgebiet der Familie an, dann zeigt sich sofort seine Bedeutung. Die verschiedenen größeren Gemeinschaftsgebilde, in die jede Familie eingebunden ist, dürfen die Bewegungs- und Handlungsfreiheit der Familie niemals aufheben oder behindern. Wo immer aber Aufgaben und Erfordernisse auftauchen, zu deren Bewältigung die Kräfte der einzelnen Familie nicht mehr ausreichen, muß *hilfleistend und ergänzend* die zuständige übergeordnete Gemeinschaft eingreifen. Geraten Familien in wirtschaftliche Bedrängnis, ist das ausreichende Einkommen der Väter bedroht, dann haben die wirtschaftlichen Gemeinschaften, die Berufsstände zu sorgen, daß das gesunde Einkommenprinzip „Familienlohn“ gewährt und erfüllt wird. Geraten Familien in Wohnungsschwierigkeiten, die sie selber nicht zu überwinden vermögen, dann muß die Gebietsgemeinschaft, Gemeinde oder Land, helfend einspringen. Sind die Anforderungen der Erziehung und des Unterrichtes so gewachsen, daß deren Erfüllung die Kräfte der einzelnen Familie übersteigt, dann tritt subsidiär die höhere Gemeinschaft, die Kirche oder der Staat, in die Bresche. Stets aber muß dieses subsidiäre Eingreifen so verstanden werden, daß der Familie die Erledigung der übergroß gewordenen Aufgabe *nicht einfach weggenommen wird, sondern daß durch die Gemeinschaft das der Familie Fehlende beigesteuert wird*. Nicht Verdrängung und Entrechtung der Familie, sondern Ergänzung und Kräftigung muß angestrebt werden.

Fassen wir nun wieder die *Schulfrage* im besonderen ins Auge! Die ersten Schulen im Mittelalter sind bei den Kapiteln der bischöflichen Kathedralen und der Stifte und in den Klöstern errichtet worden; sie entsprangen nicht eigentlich dem Bedürfnis der Familie, sondern vielmehr den eigenen Bedürfnissen der Kirche und, da Bischöfe und Äbte vielfach Reichsfürsten waren, des Staates. In der Folge aber machte sich allmählich ein beständig wachsendes Bedürfnis nach mehr Kenntnissen und Fertigkeiten geltend, dem die Familie aus sich und im eigenen Wirkungskreis nicht mehr entsprechen konnte. Da nun griff ergänzend und helfend die *Kirche* ein, indem sie allgemein Pfarrschulen errichtete. Als nun aber bei dem plötzlich und rasch ansteigenden Bildungsverlangen des 18. Jahrhunderts auch die Mittel und Kräfte der Kirche nicht mehr ausreichen wollten, trat als nächster subsidiärer Faktor immer stärker die *Gebietskörperschaft* auf den Plan. Die Gemeinden errichteten Schulhäuser, um die Unterrichtsräume zu beschaffen, die in den Familien fehlten; die Länder bildeten Lehrer aus, stellten sie den Schulen zur Verfügung; trugen dann auch deren Besoldung, als alles dies den Gemeinden über den Kopf gewachsen war; der Staat aber brachte

schließlich die Vielfalt der Schulen und ihre Arbeit durch ein Rahmengesetz in eine gewisse gleiche Richtung und Ordnung. *Die Gebietskörperschaften haben den Familien eine ganze Reihe finanzieller, organisatorischer und unterrichtlicher Aufgaben abgenommen; bezüglich der rein erziehlischen, namentlich der religiösen und sittlichen Richtung dieser Schulen, bestanden vorerst keinerlei Schwierigkeiten, denn der Geist der Schulen entsprach dem Sinn und Wunsch der Eltern; das aber ist das Entscheidende im Erziehungsrechte der Familie, ihre eigentliche und wesenhafte Verantwortlichkeit.*

Das, was wir heute „Schulfrage“ nennen, hat in Österreich seinen Ursprung in den interkonfessionellen Gesetzen des Jahres 1868 und im „Reichsvolksschulgesetz“ vom 14. Mai 1869, das rechtlich die interkonfessionelle Schule errichtete. Da hat der Staat zum ersten Mal sich das Recht angemaßt, *in den Glaubens- und Gewissensbereich der Bürger, der Eltern und der Kinder, einzugreifen*, damit begann die fortschreitende *Konfiskation der Elternrechte zu Gunsten des Staates*, eine Entwicklung, die heute auch schon *die Rechte der Gemeinden und der Länder bedroht* und ganz offensichtlich auf einen staatlichen *Erziehungs- und Schultotalitarismus* zusteuert. Unter Maria Theresia war die Schule ein Politikum im inklusiven Sinn, eine Angelegenheit, die der Staat gleich vielen anderen in seine fördernde Tätigkeit einschloß. Heute droht sie ein Politikum im exklusiven Sinn zu werden, insoferne der Staat alle anderen Faktoren ausschließen möchte. Der seit mehr als zwei Menschenaltern unser österreichisches Volk immer wieder aufwühlende Kampf um die Schule tritt jetzt — im Zeichen der vom Staate und seinem Schulbürokratismus beanspruchten Totalität und der vom Naturrecht geforderten Subsidiarität — unter ganz eindeutigen Devisen in das Stadium der letzten Entscheidung.

### III.

In diesem Entscheidungskampf, der früher oder später zum Ausbruch kommen wird, müssen wir die Folgerungen zur Geltung bringen, die sich aus der dargelegten naturrechtlich-sozialethischen Betrachtung ergeben. Sie seien daher in Kürze und übersichtlich angeführt.

1. Das Erziehungsrecht ist von Natur aus und primär ein Elternrecht: die von der Natur selbst gestiftete Schule ist die Familie. Dieses Eltern- und Familienrecht ist vor dem Staate da, denn die Familie ist älter als der Staat, es ist neben und in dem Staate da, denn nie kann menschliches Recht die göttlichen Rechte aufheben: es ist unter Umständen auch gegen den Staat und seinen Willen da, denn ein Gesetz gegen die Natur schafft nicht Recht, sondern bloß Gewalt. *Das Erziehungsrecht der Fa-*

*milie ist unabdingbar; es gibt keine Instanz auf Erden, die es aufheben oder einschränken oder behindern darf.* „Die Familie ist begrifflich und sachlich früher als der Staatsverband; daher sind auch die Rechte des häuslichen Verbandes notwendig früher und den Forderungen der Natur näher. Wenn also der Bürger und die Familie dadurch, daß sie in die gesellschaftliche und staatliche Gemeinschaft eingehen, statt der Hilfe Bedrängung, statt der Sicherung Schmälerung ihrer Rechte im Staate finden, dann müßte man ja das staatliche Zusammenleben eher ablehnen als herbeiwünschen“<sup>10)</sup>. Es ist „eine große und überaus wichtige Wahrheit der sittlichen und sozialen Ordnung, daß die Erziehungsaufgabe vor allem, überall und an erster Stelle der Familie zusteht, durch natürliches und göttliches Recht zusteht und ihr darum in unverlierbarer, unanfechtbarer und unersetzlicher Form zusteht“<sup>11)</sup>.

2. Der Staat hat kein eigenes und ursprüngliches Erziehungsrecht an den Kindern. Nicht aus dem Titel der Staatsbürgerschaft des Kindes, denn bevor der Mensch Bürger werden kann, muß ein Vater ihn gezeugt und eine Mutter ihn geboren haben; nicht aus dem Titel der Schulgesetzgebung, denn diese kann kein Recht gegen das Naturrecht schaffen; nicht aus dem Titel der hohen finanziellen Aufwendungen — nach dem Grundsatz etwa: wer zahlt, schafft an —, denn der Staat nimmt das Geld hiezu ja doch aus den Taschen der Eltern. *Das Erziehungs- und Schulrecht der Gebietskörperschaften (Gemeinde, Land, Bund oder Staat) ist nur ein abgeleitetes Recht, auf dem Wege der gesellschaftlichen Subsidiarität von den Eltern her abgeleitet.* In der Ergänzungsbedürftigkeit und in der Mittelbeschränktheit der Familie, zu deren Unterstützung die Gebietskörperschaften — in diesem wie in anderen Fällen — verpflichtet sind, hat es seinen Ursprung, *im Willen der Eltern findet es seine Grenze.* „Zweifach ist die Funktion der beim Staate liegenden weltlichen Gewalt: die Familien und die Einzelmenschen zu schützen und zu fördern, aber nicht sie aufzusaugen oder sich an ihre Stelle zu setzen“<sup>12)</sup>. Lediglich in der schmalen Sparte der staatsbürgerlichen Erziehung hat der Staat ein eigenes und ursprüngliches Bildungsrecht; das übt er aber nicht an den Kindern, sondern an den zum Vollbesitz ihrer bürgerlichen Rechte heranreifenden Jungbürgern.

3. In Ausübung der oben angeführten zweifachen Funktion kann der Staat aus Gründen des allgemeinen Wohles durch sein

<sup>10)</sup> Leo XIII. im Rundschreiben *Rerum novarum*.

<sup>11)</sup> Pius XI. im Rundschreiben *Divini illius Magistri*.

<sup>12)</sup> Pius XI. im Rundschreiben *Divini illius Magistri*.



Gesetz die *allgemeine Schulpflicht* einführen. Wie weit dieses Recht geht, bedürfte einer eigenen Untersuchung, denn zweifelsohne ist der Staat durch beständige Überspannung der gesetzlichen Bildungsanforderungen schuld daran geworden, daß wir heute einen solchen „Überhang“ an sozial entwurzelter Intelligenz und Halb-Intelligenz besitzen, daß er das allgemeine Wohl nicht mehr fördert, sondern geradezu bedroht. *Keinesfalls aber dürfte der Staat mit dem allgemeinen Schulzwang die allgemeine Zwangsschule einführen*, indem er eine andere Unterrichts- oder Schulart als die der staatlichen Schule gesetzlich nicht mehr zulassen würde. „Deshalb ist jedes Erziehungs- und Schulmonopol ungerecht und unerlaubt, wenn es die Familie physisch oder moralisch zwingt, ihre Kinder gegen ihren rechtmäßigen Wunsch in die Staatsschule zu schicken“<sup>13)</sup>. *Das Recht auf Privatunterricht in der Familie wie auf Errichtung von Privatschulen durch die Eltern ist eine geradlinige und direkte Folgerung aus dem natürlichen Erziehungsrechte* und darf in keiner Schulgesetzgebung aufgehoben werden. Es eignet dieses Recht übrigens so wie der Familie auch der Kirche: „Ecclesiae est jus scholas cuiusvis disciplinae non solum elementarias, sed etiam medias et superiores condendi“<sup>14)</sup>. Ein Versuch der Einführung eines staatlichen Schulmonopols müßte somit aus einem doppeltem Grunde auf den schärfsten Widerstand der katholischen Eltern stoßen.

4. *Ganz und gar überschritte ein Staat seine Kompetenz, wenn er gesetzlich seiner Schule einen bestimmten religiösen oder weltanschaulichen Charakter aufdrängen wollte*, gleichviel, ob er seine Schule als konfessionell oder interkonfessionell, ob er sie als simultan oder als laikal erklären wollte. In jedem Falle unterfinge sich der Staat, *einen Gewissenszwang auszuüben*, der unerträglich wäre für die Eltern, für die Kinder und für das kulturelle Ansehen des Staates selber. Für die Katholiken bestimmt das kirchliche Recht: „Pueri catholici scholas acatholicas, neutras, mixtas ne frequentent“<sup>15)</sup>. Das gleiche gilt naturrechtlich auch für die anderen Konfessionen, ja schließlich auch für die Konfessionslosen. Die Abwehr dieses Gewissenszwanges, komme er von was immer für einer Seite, ist immer und überall der innerste Kern aller Schulkämpfe gewesen. Je bewußter den Eltern ihre religiösen und weltanschaulichen Freiheitsrechte sind, desto erbitterter und leidenschaftlicher wird dieser Kampf sein.

5. Die letzte Folgerung aus dem Grundgesetze der Subsidiarität lautet daher: *Katholische Eltern haben das Recht, für ihre katho-*

<sup>13)</sup> Pius XI. im Rundschreiben Divini illius Magistri.

<sup>14)</sup> Can. 1375 CJC.

<sup>15)</sup> Can. 1374 CJC.

lischen Kinder vom Staate eine katholische Schule zu verlangen. Das gleiche Recht steht den evangelischen Eltern für ihre Kinder zu. Das gleiche muß der moderne Staat der bürgerlichen Toleranz den Kindern konfessionsloser Eltern einräumen. Jedem Bekenntnis die entsprechende Schule! Denn so bald Schul- und Unterrichtsfragen irgendwie an religiöse, sittliche, weltanschauliche oder lebenskundliche Dinge rühren, tritt die Zuständigkeit des Staates und seiner Unterrichtsverwaltung, auch die Zuständigkeit der politischen Parteien restlos zurück, und bleibt vor allem die Zuständigkeit der Familie, der Eltern maßgeblich. Diese Entscheidungen sind Sache der Familie und nicht des Staates, Sache des Gewissens und nicht der Politik! Hier tut reinliche Scheidung not. Bei gegebener Gelegenheit müssen die Katholiken diesen ihren Standpunkt den Regierungen und Parteien in klarer Eindeutigkeit und Festigkeit zur Kenntnis bringen und strikte verlangen, daß den Eltern dieses Entscheidungsrecht ungeschmälert zurückgegeben werde.

Die Subsidiarität des Staates in Erziehungsfragen, aus der alles bisher Gesagte sich als Folgerung ableitet, erfährt eine aufschlußreiche Beleuchtung durch die *Einstellung der Kirche*. Die katholische Kirche ist die Lehrerin der Menschheit schlechtweg, durch Christus selbst dazu bestellt. Die Kirche kann sogar gegenüber Eltern und Kindern ein ursprüngliches Erziehungsrecht nachweisen kraft „der natürlichen Mutterschaft, durch, welche die Kirche mit ihren Sakramenten und ihrer Lehre die Seelen zum Gnadenleben gebiert und lehrt und erzieht“<sup>16)</sup>. Trotzdem nimmt sie faktisch und praktisch auf die Kindererziehung nur einen mittelbaren und indirekten Einfluß. Sie steckt das übernatürliche Erziehungsziel, stellt die übernatürlichen Erziehungsgrundsätze auf, reicht ihre übernatürlichen Erziehungsmittel dar. Die Erziehung aber in der Tat an die Kinder heranzubringen, damit beauftragt sie die Eltern. *Die Kirche erzieht die Eltern, nicht die Kinder*. Nur wo aus irgendwelchen Gründen die Erziehungskraft der Familie ausfällt oder versagt, dort greift sie, ergänzend und hilfeleistend, direkt ein (Waisenhäuser, Erziehungsanstalten, Kinder- und Jugendseelsorge).

Die katholische Kirche achtet das elterliche Erziehungs- und Entscheidungsrecht sogar dort, wo es nach ihrer Auffassung offenbar von schädlicher Wirkung ist: „Sie wacht eifersüchtig über die Unverletzbarkeit des natürlichen Erziehungsrechtes der Familie, so daß sie nur unter bestimmten Bedingungen und Vorichtsmaßregeln gestattet, die Kinder von Ungläubigen zu taufen oder irgendwie über deren Erziehung gegen den Willen der

<sup>16)</sup> Pius XI. im Rundschreiben *Divini illius Magistri*.

Eltern zu verfügen...<sup>17)</sup>. Mit genau der gleichen Festigkeit, mit der die Kirche sich dagegen wehrt, daß katholische Kinder in eine nichtkatholische Schule gepreßt werden, lehnt sie es auch ab, daß nichtkatholische Kinder in eine katholische Schule gezwungen werden.

Aus dieser Einstellung heraus *hat die katholische Kirche volle Legitimation, dem Staate gegenüber als Verteidigerin des Elternrechtes aufzutreten* und vom Staate vor diesem Rechte den gleichen Respekt zu fordern, den sie selber an den Tag legt. Das fast hundertjährige Ringen der Kirche mit den Staaten in der Schul- und Erziehungsfrage ist gleicherweise ein Kampf um das eigene wie um das elterliche Recht auf die Seelen der Kinder.

#### IV.

Aus dem Widerstreit der angeborenen Rechte der Familie und der usurpierten Ansprüche des Staates gibt es nach allem *nur einen Ausweg, der den Forderungen beider Teile voll und ganz Rechnung trägt: Die „Bekennnisschule“*. Denn die Bekenntnisschule ist staatliche Schule, aus öffentlichen Mitteln der Gebietskörperschaften errichtet und erhalten, nach den unterrichtlichen und organisatorischen Vorschriften der staatlichen Schulverwaltung geführt, mit Lehrern besetzt, die nach den staatlichen Normen vorgebildet und geprüft, nach staatlichem Dienstrechte angestellt, besoldet und in den Ruhestand versetzt werden. Sie entspricht den Vorstellungen, die nun einmal die modernen Kulturstaaen haben. Die Bekenntnisschule ist aber auch „konfessionell“, d. i. vom Geiste des Religionsbekenntnisses erfüllt. In ihr wird nicht nur der Religionsunterricht des betreffenden Bekenntnisses erteilt, sondern in ihr wird von Lehrern, die bekenntnismäßig und praktisch zu ihrer Religion stehen, der gesamte Unterricht nach den Grundsätzen, Lehren und Anschauungen ihrer Religion ausgerichtet. Die Bekenntnisschule entspricht der Forderung des Naturrechtes, daß die Eltern über die Erziehungsrichtung zu bestimmen haben. *Die Bekenntnisschule ist die einzige wirklich freie Schule, die jedem sein Recht gibt und keinem einen Zwang antut*; sie ist die einzige eines demokratischen Staates würdige Schule, weil in ihr der Wille des Volkes bestimmend ist.

Die Einführung der Bekenntnisschule auf dem Gebiete des elementaren Unterrichtswesens bereitet in den Städten mit mehreren gleichartigen Schulen keinerlei Schwierigkeiten; es werden eben die vorhandenen Schulen den einzelnen Bekenntnissen nach der Kopfzahl ihrer Kinder eingeräumt. Nur in den kleineren und ganz kleinen Schulorten, in denen bisher nur eine einzige Schule

<sup>17)</sup> Pius XI. im Rundschreiben *Divini illius Magistri*.

zur Verfügung war und eine zweite schwer errichtet werden kann, mag sich mitunter eine gewisse Beengung der Minderheitenbekenntnisse ergeben. Da muß man dann allerdings die Zuflucht nehmen zu dem — übrigens in jeder Demokratie anerkannten — Grundsatz, daß die Minderheit sich der Mehrheit fügen muß. Niemand aber kann verlangen, daß alle auf ihr Recht verzichten, weil es einzelnen ungünstiger äußerer Umstände wegen nicht voll erreichbar ist. Tolerantes Verhalten der Lehrer und der Schüler kann dabei noch durchaus erträgliche Verhältnisse schaffen. Und schließlich muß der Ausweg der Privatschule, zu der gerechterweise der Staat nach der Kopfquote der allgemeinen Schulauslagen seine Subvention geben muß, noch immer offen bleiben.

Schwierig wird die Sache freilich bei den mittleren Schulen und den Berufsschulen. Hier wird man unter Wegweisung der gleichen Grundsätze andere Möglichkeiten suchen müssen. Diese Frage zu erörtern, ginge über den Rahmen dieser Untersuchung hinaus.

Der häufigste und scheinbar schwerste Einwand gegen die Bekenntnisschule besagt, daß *durch eine solche Differenzierung der Schulen die konfessionellen Gegensätze wieder geweckt werden und die Einheit des Staatsvolkes Schaden leidet*. Werden aber diese konfessionellen Gegensätze dadurch unschädlich gemacht, daß beide Teile durch eine verwaschene Erziehung in den religiösen Indifferentismus gedrängt werden? Im Gegenteil! Gerade dieser Indifferentismus ist der Wegbereiter des materialistischen Atheismus, der den tiefsten Riß und die verhängnisvollste Spaltung in das Volk trägt, weil er sich nicht bloß als Bekenntnis, sondern auch als Partei und als Klassenfront zu etablieren sucht.

Ganz und gar formalistisch ist der Einwand, der Staat habe nun durch Generationen ein Erziehungsrecht ausgeübt, er befinde sich daher im Posseß dieses Rechtes. Gegen das Naturrecht gibt es weder eine Verjährung oder eine Ersitzung, noch eine legitime Gewohnheit. *Hat der Staat im Zuge einer sozialen und kulturellen Fehlentwicklung sich fremde Rechte angeeignet, so kann eine Gesundung nur dadurch kommen, daß er restituiert, was ihm nicht gehört.*

Was unsere Schulgesetzgebung in Österreich betrifft, so wissen wir, daß dieser Posseß des Staates niemals unbestritten war. Pius IX. hat gegen die „leges abominabiles“ von 1868 und 1869 in aller Form protestiert, und der Ehrwürdige Diener Gottes Franz Josef Rudigier hat im Kampf gegen sie sogar seine Verhaftung riskiert.



In Wahrheit gibt es *nur eine wirklich ernste und tatsächlich vorhandene Schwierigkeit gegen die Bekenntnisschule und das ist die herrschende Staatsauffassung*. Die modernen Staaten müßten, um diese Forderung zu erfüllen, den Weg der Totalität aufgeben, den sie nach der Niederwerfung des Faschismus in vielen Stücken beibehalten haben, und die Richtung der vom Naturrecht vorgezeichneten Subsidiarität einschlagen. Das verlangt ein Umdenken von den Regierungen, die immer mehr sich selbst und das Staatswohl an die Stelle des Volkes und Volkswohles setzen; das fordert eine Selbstbescheidung der politischen Parteien, die unter der demokratischen Maske der Volksvertretung immer mehr eine diktatorische Volksbeherrschung ausüben; das bedeutet ein Opfer vor allem und ganz besonders für die Bürokratie der Schulverwaltung, die als Hauptnutznießler auch Hauptantreiber zum Schultotalitarismus ist. Gerade darum aber stellt die Verwirklichung der Bekenntnisschule einen ganz markanten Meilenstein auf dem Wege zur wahren Demokratie dar.

Mit diesem Gedanken tritt wieder in aller Deutlichkeit der große gesellschaftliche Rahmen in Erscheinung, in den auch die Schulfrage eingespannt ist. An ihr entscheidet sich ein fundamentales Stück der gesamten sozialen Entwicklung für die Zukunft.

## Pastoralfragen

**Testament aus Rachsucht auf dem Sterbebett.** Ein fleißiger und wegen seiner Tüchtigkeit vielbegehrter Zimmermann war mit seiner Frau wenig glücklich verheiratet. Es gab häufig Streit, weil die Frau ihre hauswirtschaftlichen Pflichten verabsäumte; z. B. war sehr häufig, wenn der Mann hungrig heimkam und zu essen wünschte, keine Mahlzeit gerichtet, obwohl er der Verdienner war in der Familie. Auch sonst war die Frau schlampig in der Fütterung der Ziegen und in anderen Dingen. Hie und da artete der häusliche Zank in Tätlichkeiten seitens des Mannes aus.

In der Familie lebt als „Kind im Haus“ ein Ziehsohn, der jedoch weder charakterlich noch beruflich etwas wert ist und nur auf Kosten des Ziehvaters lebt, obwohl er mit seinen 19 Jahren längst sein Brot selber verdienen könnte. Nun kommt es mit der Frau des Zimmermanns, mit der Ziehmutter, zum Sterben. Diese will sich nun noch auf dem Sterbebett an ihrem Manne für die unfeine Behandlung während des Ehelebens rächen, indem sie im Testament die ihr zugehörige Hälfte des Besitzes (des Kleinhauses und der Wirtschaft) zur Gänze dem Ziehsohne vermachte, der ungeraten ist. Die rachsüchtige Frau weiß nämlich ganz gut, daß ihr Mann dadurch gezwungen wird, das Haus zu verlassen, weil er mit der verbleibenden Hälfte nichts anfangen kann und weil er auch nicht imstande ist, die Hälfte der Frau dem Ziehsohne auszuzahlen. Der Mann ist also buchstäblich „erledigt“, da er von allem Besitz die Hälfte abtreten muß und ein Zusammenleben mit dem Ziehsohne undenkbar ist. Auf die

ernsten Vorstellungen eines Priesters, dem dieser Racheplan mitgeteilt worden war, entgegnet die sterbende Frau: „Ich verzeihe ihm ja, aber ich will mich durch diese Testamentsabfassung rächen.“

Wie hat sich der verantwortliche Seelsorger zu verhalten:

- a) wenn die Frau ihm diese Rache in der Beichte mitteilt;
- b) wenn der Seelsorger außerhalb der Beichte schon vorher davon erfahren hat;
- c) wenn der Seelsorger erst nach dem Verhängnis davon erfährt.

Der vorliegende Fall bietet vor allem zwei Schwierigkeiten. Die erste besteht in der Lösung der Frage: Ist der Racheplan der Frau trotz der Versicherung „Ich verzeihe ihm“ objektiv und auch subjektiv schwer sündhaft, so daß die Frau nur dann losgesprochen werden kann, wenn sie den Plan aufgibt und das bereits ausgefertigte Testament unwirksam macht? Die zweite Schwierigkeit besteht in der Lösung der Frage: Wie kann der Gefahr des Ärgernisses begegnet werden, wenn das Zerwürfnis der Frau mit ihrem Manne schon bekannt ist oder nach ihrem Tode bekannt werden muß. Werden die Leute nicht sagen: „Diese Frau ist versehen und kirchlich beerdigt worden, ob schon sie bis zu ihrem Tod mit ihrem Mann in schwerer Feindschaft lebte, in dieser Feindschaft aus dem Leben schied mit dem Willen, ihn nach ihrem Tod zugrunde zu richten? Es ist also offenbar nicht so schlimm, in schwerer Feindschaft mit dem eigenen Manne zu leben und zu sterben, wie die Geistlichen es in Unterricht und Predigt behaupten.“ Wenn die Leute so urteilen werden — und offenbar nicht ohne Grund —, dann ist das Ärgernis da, d. h. der Anlaß zu schweren Sünden (der Feindschaft und des Hasses). Dieses Ärgernis kann an sich nur dadurch vermieden werden, daß die Frau dem Manne wenigstens so viel hinterläßt, daß er damit sein standesgemäßes Auskommen haben wird, sonst haben die Leute immer Grund zu sagen, die Frau habe ihren Mann durch ihr Testament aus Haß ins Elend gestürzt.

Wir können voraussetzen, daß die Frau ihrem Manne im Testament wenigstens den gesetzlich vorgeschriebenen *Pflichtteil* zugewiesen hat; sonst könnte der Mann das Testament anfechten, der Richter würde ihm den Pflichtteil zusprechen, und der Ziehsohn wäre dann aus strenger Gerechtigkeit gehalten, den Pflichtteil herauszugeben. Der überlebende Ehegatte ist *Noterbe*, z. B. nach dem deutschen (BGB. 1931—1932), nach dem österreichischen, 1914 dem deutschen angeglichenen (ABGB. 757) und nach dem schweizerischen (ZGB. 462, 471) Recht. Manche Autoren sind der Ansicht, der Erblasser sündige gegen die strenge Gerechtigkeit, wenn er den *Noterben* den Pflichtteil vorenthalte; andere aber, z. B. Génicot, II, n. 677, Merkelbach, II, n. 502, sehen darin nur eine Verletzung der Pietät und legalen Gerechtigkeit, und zwar eine schwer sündhafte nur dann, wenn der *Noterbe* dadurch um seinen standesgemäßen Unterhalt kommt. Génicot zitiert hierfür Aertnys, Cornelisse, Marres-Keuller, Van Gestel, Waffelaert. Man kann nicht umhin, diese Ansicht probabel, also für praktisch sicher zu halten. Im vorliegenden Falle müßte man auf eine schwere Versündigung der Frau erkennen, da sie ihren Mann „erledigen“ wollte, wenn es auch nicht eine Sünde gegen die strenge Gerechtigkeit, sondern nur gegen die *Pietät und die legale Gerechtigkeit* wäre. Aber der Mann könnte, wie bemerkt, seinen Pflichtteil gerichtlich erzwingen.

Theoretisch gesprochen kann das, was man mit „Rache“ oder „sich rächen“ bezeichnet, manchmal erlaubt sein. Niemand wird es einem Vater verargen, wenn er einem mißratenen Sohne im Testament nur den Pflichtteil hinterläßt und sich auf diese Weise an ihm „rächt“; nur darf er das nicht tun aus eigentlichem Haß. Aber was ist denn eigentlicher „Haß“? Die Moralisten sind in der Begriffsbestimmung des Hasses merkwürdigerweise nicht ganz einig. Sicherlich besteht der Haß im allgemeinen in einem (meist unwillkürlichen) Mißfallen und dem sich daran anschließenden freien Willen, der mißfallenden Person Böses zu wünschen oder anzutun. Nur wo einem anderen freiwillig etwas Übles gewünscht wird, kann von sündhaftem Haß die Rede sein, denn das Böse verdient Mißfallen, und außerdem kommt das Mißfallen dem freien Willen an sich zuvor. Man unterscheidet einen zweifachen Haß: den eigentlichen (*odium inimicitiae*) und uneigentlichen (*odium abominationis*). In beiden Arten wünscht man dem Nächsten etwas Böses; denn wo nichts Böses gewünscht wird, kann von Haß gar nicht die Rede sein, sondern nur von Mißfallen. Außerdem gehört zum Haß, daß man der Person des Nächsten Böses wünscht, nicht bloß einer bösen Eigenschaft der Person. Der Unterschied zwischen den beiden Arten des Hasses kann nur daher kommen, daß man beim eigentlichen Haß die Person als solche zum Gegenstand des bösen Wunsches macht, beim uneigentlichen Haß nicht die Person als solche, sondern nur insofern sie mit einer bösen Eigenschaft behaftet ist. Wenn der Vater sein Kind wegen seines Benehmens züchtigt, wünscht er der Person seines Kindes das Übel der Schmerzen und verursacht es auch, und wenn der Richter einen Verbrecher zur Kerkerhaft verurteilt, so beraubt er damit nicht das Verbrechen, sondern die Person des Verbrechers der Freiheit. Es muß mithin sehr *cum grano salis* genommen werden, was bei Noldin-Schmitt, *De Praeceptis*, ed. 28, n. 100, steht: „*Odium abominationis, quod refertur ad ipsam personam proximi, ex genere suo mortale peccatum est, utpote contrarium praecepto caritatis, quo proximum diligere tenemur.*“ Klarer würde man sagen: Si *odium refertur ad ipsam personam ut est persona, non ut est persona affecta malitia, est ex genere suo peccatum mortale* (und zwar *inimicitiae, nicht abominationis*).

Um auf den vorgelegten Fall zu kommen, wäre es denkbar, daß die Frau sich an ihrem Manne wegen der Tätlichkeiten, die er sich ihr gegenüber zuschulden kommen ließ, rächen will, odio abominationis, nicht odio inimicitiae, d. h. daß sie ihren Mann gleichsam erledigen will, nicht insofern er die Würde einer Person besitzt, sondern insofern seine Person mit der Makel der Tätlichkeiten gegen seine Frau behaftet ist. Allein bei dieser Frau, die bei ihrem laxen Gewissen und bei ihrer Roheit diese feine Unterscheidung sicher nicht macht, ist zweifellos eigentlicher Haß im Spiel. Und selbst wenn es sich nur um uneigentlichen Haß (*odium abominationis*) handelte, geht die Rache über das zulässige Maß von Bösem, das sie dem Manne wünschen und antun dürfte, weit hinaus. Denn was sie im Laufe der Jahre dem Manne Übles getan und was sie an Pflichtmäßigem ihm gegenüber unterlassen hat, wiegt das Übel, das sie von ihrem Mann erdulden mußte, mehr als auf. Der uneigentliche Haß ist aber nur dann erlaubt, „si actio (um derentwillen man dem anderen Böses wünscht oder antut) relative mala est, quatenus

mihi vel aliis nocet, nisi abominatio maior sit, quam actio mala meretur (*Noldin-Schmitt*, a. a. O.).

Der Wille der Frau, sich an ihrem Manne durch die Bestimmungen des Testaments zu rächen, ist also *schwer sündhaft*, gleichviel ob sie aus eigentlichem (odium inimicitiae) oder uneigentlichem Haß (odium abominationis) so handelt.

Es ist aber! des weiteren noch zu untersuchen, ob sich die Frau auch *bewußt* ist, daß ihr Wille, sich auf die genannte Art zu rächen, schwer sündhaft ist. Ihre Behauptung: „Ich verzeihe ihm ja“ scheint anzudeuten, daß sie sich der schweren Sündhaftigkeit nicht klar bewußt ist und meint, durch diese Art von Verzeihung der Rache den Stachel der schweren Sünde nehmen zu können. Das ist aber eine Täuschung; denn es ist nicht einzusehen, was diese Redensart besagen kann, so lange die Frau dem Manne wirklich so schweres Übel antun will; denn dieser Wille ist in jedem Falle schwer sündhaft. Da jedoch in den Köpfen von ungebildeten Leuten auch unvereinbare Dinge vereinbar sind, so könnte es immerhin sein, daß die Frau nur objektiv, nicht aber subjektiv schwer sündigt. Das ist bei der Beantwortung der drei gestellten Fragen zu berücksichtigen.

1. a) *Wenn die Frau ihrem Beichtvater, der vorher nichts davon wußte, ihren Racheplan in der Beichte mitteilt*, und zwar wegen der ernststen Vorstellungen, die ihr von einem Priester gemacht worden waren, so ist an sich anzunehmen, daß sie die schwere Sündhaftigkeit ihres Planes kennt oder doch wenigstens an dessen Erlaubtheit zweifelt, sonst würde sie in der Beicht nicht davon sprechen. Der Beichtvater wird sie also fragen, ob sie ihr Vorgehen für schwer sündhaft halte. Wenn sie „Nein“ sagt und man voraussieht, daß sie aus Mangel an Intelligenz nicht zu einer besseren Einsicht gebracht werden kann, so könnte man sie — wenn nicht das Ärgernis zu befürchten wäre — bei ihrem guten Glauben belassen, um ihr Seelenheil nicht zu gefährden. Merkt man aber, daß sie sich der besseren Einsicht aus Haß gegen ihren Mann verschließt, oder muß man befürchten, das Vorgehen der Frau gegen ihren Mann werde öffentlich bekannt werden, so muß man ihr mehr zusetzen und etwa sagen: „Aber was würden Sie dazu sagen, wenn Ihnen der gerechte Gott sagte: Ich verzeihe dir deine Sünden, mit denen du mich beleidigt hast; aber ich will mich für diese Beleidigungen dadurch rächen, daß ich dich für ewig in die Hölle stoße?“ Ist die Frau aus Verstandesschwäche so stumpfsinnig, daß auch das auf sie keinen Eindruck macht, so könnte man sie bedingungsweise losprechen („si capax es“) und weiter versehen.

Im Falle aber, daß sie die schwere Sündhaftigkeit ihres Tuns einsieht und davon trotzdem nicht abstehen will, hat sie keine Reue und keinen Vorsatz, sie ist sicher indisponiert, und man müßte ihr offen erklären: „Ich darf und kann Sie leider nicht losprechen. Unter diesen Umständen werden Sie auch auf die heilige Wegzehrung und Krankenölung verzichten und so im Stande der schweren Sünde vor Gottes Richterstuhl erscheinen müssen.“ Nach dem Abschluß der Beicht wird man sie, um das Beichtsiegel nicht zu gefährden, ausdrücklich fragen, ob sie die Wegzehrung und die heilige Ölung empfangen wolle. Wenn sie das bejaht, so bleibt nichts anderes übrig, als ihr die beiden Sakramente zu spenden, weil man die Beichtkenntnis nur in der Beicht, nicht aber außerhalb derselben zu ungunsten des Beichtenden benutzen darf.



Bevor man aber so weit geht, wird der kluge Seelsorger die Frau fragen, ob sie bereit wäre, ihren Racheplan aufzugeben, falls der Mann entweder persönlich zu ihr käme, um sie für die Tätlichkeiten um Verzeihung zu bitten, oder falls er durch den Seelsorger um Verzeihung bitten ließe. Ist sie dafür nicht zu haben, so ist sie indisponiert. Stimmt sie aber zu, so müßte der Beichtvater sie ausdrücklich um Erlaubnis bitten, mit ihrem Mann über die Sache zu sprechen (Beichtsiegel!), oder sie müßte selber oder durch eine andere Person, z. B. den Ziehsohn, den Mann herbeirufen, sich mit ihm vor dem Seelsorger versöhnen und das Testament unwirksam machen. Geht sie auf diesen Vorschlag ein, so kann sie, wenn sie will, sofort losgesprochen werden und die übrigen Sterbesakramente empfangen. Ratsam aber wäre es, mit der Lossprechung usw. zu warten, bis die Versöhnung vollzogen und das Testament unwirksam gemacht ist.

b) *Wenn der Seelsorger außerhalb der Beicht schon vorher vom Racheplan erfahren hat*, so wird er vor der Beicht versuchen, die Aussöhnung herbeizuführen. Vielleicht am besten so, daß er zuerst mit dem Manne, der offenbar der bessere und edlere Teil ist, die Sache bespricht und ihn um des Seelenheiles seiner Frau willen, für das er doch auch mitverantwortlich ist, beschwört, allein oder mit dem Seelsorger zur Kranken zu gehen und sie für die Tätlichkeiten um Verzeihung zu bitten mit der Erklärung, er sei auch seinerseits bereit, seiner Frau alle Pflichtversäumnisse im Angesichte ihres Todes zu vergeben, entsprechend der Vaterunserbitte „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“. Oder der Seelsorger bietet sich dem Manne an, in seinem Namen die Bitte um Verzeihung auszusprechen. Besteht dann die Frau trotzdem auf ihrem Racheplan, so wird ihr der Seelsorger sein Bedauern über die Unmöglichkeit, sie zu versehen, ausdrücken.

Wenn aber gegen alles Erwarten der Mann selber nicht zu einer solchen Versöhnung bereit wäre, so wird der Seelsorger direkt zur Kranken gehen, um sie zu fragen, ob das, was er von anderen gehört hat, auf Wahrheit beruhe. Gibt dann die Frau die Wahrheit des Gehörten zu, wird man sie in allem Ernste auf das Verhängnisvolle ihres Racheplanes aufmerksam machen: auf die schwere Sündhaftigkeit ihrer Gesinnung und Tat (trotz des „Ich verzeihe ihm ja“), auf die Unmöglichkeit, die Lossprechung zu bekommen und die übrigen Sterbesakramente (erlaubterweise) zu empfangen, auf das Gerede der Leute, daß sie unversehen gestorben sei, obgleich der Seelsorger sie besucht habe, auf die Möglichkeit, daß ihr das kirchliche Begräbnis verweigert werden müsse. Es wäre merkwürdig, wenn sich die Frau nun nicht herbeiließe, das Testament zu ändern. Der Seelsorger wird sich dann bemühen, die Versöhnung zwischen Mann und Frau auch äußerlich herbeizuführen, wie oben gesagt wurde.

Sollte es aber unmöglich sein, die Frau zur Vernunft zu bringen, so müßte man mit den angegebenen Drohungen Ernst machen; freilich nur, wenn ihre Hartnäckigkeit aus dem Haß gegen ihren Mann hervorgeht. Ist daran der Mangel an Einsicht schuld, so könnte man sie zur Beicht zulassen und dann — *positis ponendis* — wenigstens bedingungsweise absolvieren. Das zu befürchtende Ärgernis wäre dann dadurch zu vermeiden, daß man der Wahrheit gemäß erklärt, die Frau sei nicht ganz zurechnungsfähig. Unter diesen Umständen könnte man ihr auch

die anderen Sterbesakramente spenden und die kirchliche Beerdigung vornehmen.

c) Wenn der Seelsorger erst nach dem Versehgang vom Racheplan erfährt, so wird er befürchten, daß die Frau die Sakramente ungültig, bzw. unwürdig empfangen hat und daß ein schweres Ärgernis entsteht. Zunächst wird er dann das Ärgernis verhindern müssen; das kann er tun, ohne sich irgendwie in das Innere der Frau einzudrängen. Er wird sich bei ihr vergewissern, daß der Racheplan besteht, und dann vorgehen, wie soeben dargelegt wurde. Kommt es dann zur Versöhnung, und wird das Testament geändert, so ist die Sache in foro externo erledigt. Aber in foro interno? War die Frau bei der Beicht mala fide, hat sie mithin die Sache schuldbar verschwiegen, so war die Beichte sakrilegisch, ebenso die heilige Wegzehrung und die heilige Krankenölung. Der Seelsorger darf aber aus Rücksicht auf das Beichtsigel nicht die Frage stellen, ob sie die Sache in gutem Glauben verschwiegen habe; er kann nur fragen, ob sie noch einen Wunsch habe, den er erfüllen könne. Verlangt sie dann nochmals zu beichten, dann wird er dazu bereit sein und sie, wenn sie wieder vom Racheplan schweigen sollte, offen darüber fragen. Stellt es sich dann heraus, daß die Frau sakrilegisch gebeichtet hatte, so müßte man sie dazu veranlassen, auch die Wegzehrung nochmals zu empfangen, denn „praecepto Communionis recipiendae non satisfit per sacrilegam Communionem“ (can. 861). Natürlich müßte in diesem Falle die Wegzehrung ganz geheim gespendet werden, wenn sonst der Verdacht entstünde, daß die erste Wegzehrung sakrilegisch war.

Verlangt die Frau nicht mehr zu beichten, obschon sie das Vorhandensein des Racheplanes zugibt, so wird man sie auf das Sündige desselben aufmerksam machen und dann je nach dem Erfolg oder Mißerfolg der Mahnung vorgehen, wie es unter b) dargelegt wurde.

Muß der Seelsorger im ungünstigsten Falle zur Meinung gelangen, die sterbenskranke Frau gehöre wegen ihrer offenen und allgemein bekannten Unversöhnlichkeit zu den „peccatores publici et manifesti“, denen nach can. 1240, § 1, das kirchliche Begräbnis zu verweigern ist, so befolge er § 2: „Occurrente praedictis in casibus aliquo dubio, consulatur, si tempus sinat, Ordinarius; permanente dubio, cadaver sepulturae ecclesiasticae tradatur, ita tamen ut removeatur scandalum.“

2. In den bisherigen Ausführungen wurde vorausgesetzt, daß die sterbenskranke Frau noch im Besitz ihrer geistigen Kräfte und darum verhandlungsfähig sei. Zwar wird man der Frau auch unter dieser Voraussetzung nicht mehr zusetzen, als unbedingt nötig ist, um ihr Seelenheil und die Vermeidung des Ärgernisses zu sichern. Aber noch viel mehr gilt das für den Fall, daß die Frau infolge ihrer Krankheit schon so benommen ist, daß der Seelsorger mit ihr *nicht mehr recht verhandeln* kann. Unter diesen Umständen dürften die drei gestellten Fragen in folgender Weise zu beantworten sein:

a) Wenn die Frau dem Seelsorger den Racheplan mit dem „Ich verzeihe ihm ja“ in der Beichte mitteilt und damit wenigstens einen leisen Zweifel an der Erlaubtheit ihres Vorgehens verrät (schon deswegen, weil ein Priester ihr vorher darüber ins Gewissen geredet hat), kann ihr der Beichtvater sagen: „Wir wollen das so in die Beichte eingeschlossen haben, wie es vor Gott sünd-

haft ist. Wären Sie bereit, das Testament rückgängig zu machen, wenn Sie wüßten, daß es schwer sündhaft ist?“ Bejaht sie die Frage, dann ist sie innerlich genügend zur Reue und zum Vorsatz disponiert, und nachdem man mit ihr Reue und Vorsatz wirklich erweckt hat, kann man sie absolvieren. Um das Ärgernis, das sie wohl unbewußt geben wird, soweit es noch möglich ist, zu verhindern, wird man ihr sagen: „Ich möchte Ihnen auf jeden Fall raten, das Testament zu widerrufen.“ Sagt oder deutet sie an, daß sie das nicht wolle, so wird man mit ihr nicht weiter davon sprechen, sondern sie in Ruhe lassen und ihr nachher die anderen Sakramente spenden.

Der Seelsorger wird aber nach dem Tode der Frau, sobald er erfährt, daß die Testamentsöffnung erfolgt ist, schleunigst den Ziehsohn aufsuchen und ihm ins Gewissen reden, daß er verpflichtet ist, dem Ziehvater so viel herauszugeben, daß dieser sein standesgemäßes Auskommen haben kann. Hiezu ist der Ziehsohn zwar nicht aus Gerechtigkeit, wohl aber durch das Gebot der Dankbarkeit gegen seinen Ziehvater und durch das allgemeine Gebot der Nächstenliebe verpflichtet; denn dem Zimmermann, der sonst „erledigt“ ist, muß geholfen werden, an allererster Stelle von seinem Ziehsohn. So bleibt das Ärgernis allerdings noch weiter bestehen, daß eine Frau zu den Sakramenten zugelassen wurde, obschon sie an ihrem Manne sich schwer sündhaft rächen wollte, es sei denn, daß der Ziehsohn mit einer *restrictio late mentalis* sagen kann, seine Ziehmutter habe es ihm überlassen, von der ihm zufallenden Erbschaft anderen zu geben, so viel er wolle.

Diese Art, das Ärgernis zu verhüten, wird der Seelsorger auch dann versuchen, wenn die Sterbende so wenig bei Verstand ist, daß er ihr nicht einmal den Rat erteilen kann, das Testament zu widerrufen oder zu vernichten.

b) Hat der Seelsorger schon *vor der Beicht* von dem Racheplan gehört, so wird er den Rat zum Widerruf oder zur Vernichtung des Testamentes schon *vor der Beicht* geben und dann verfahren, wie soeben angegeben wurde. Es kann aber sein, daß er erst dann zur Sterbenden gerufen wird, wenn diese nicht mehr fähig ist, den Seelsorger und seinen Rat zu verstehen, daß sie mithin nicht oder kaum mehr beichten kann. In diesem Falle wird man ihr bedingungsweise die Lossprechung geben und dann absolut die heilige Ölung; von der heiligen Wegzehrung wird man absehen dürfen. Aber man wird sofort beim Ziehsohn die nötigen Schritte unternehmen, um das drohende Ärgernis zu verhüten.

c) Wenn der Seelsorger *erst nach dem Verhgang* von dem Racheplan erfährt und der Frau nicht einmal den Rat zur Vernichtung des Testamentes geben kann, bleibt ihm nichts anderes übrig, als mit dem Ziehsohn zu verhandeln und auf diese Art das Ärgernis zu verhüten. Es wird auf diesen wohl sicher Eindruck machen, wenn man ihm sagt, er sei nicht bloß im Gewissen unter Todsünde verpflichtet, seinem Ziehvater zu helfen, sondern auch der Ziehmutter, die ihm so viele (zu viele) Wohltaten erwiesen hat, die Schande zu ersparen, daß sie in das Gerede der Leute kommt wegen ihres Hasses und unwürdigen Empfanges der Sterbesakramente.

Wie aber, wenn der Ziehsohn nicht mit sich reden läßt? Dann ist das Ärgernis da und kann nur dadurch vermindert werden,

daß der Seelsorger erklärt, er habe mit der Verstorbenen nicht mehr verhandeln können; er habe aber das Vertrauen, daß sie auf sein Zureden hin das Testament zurückgezogen hätte. Das kirchliche Begräbnis wird er ihr nicht verweigern können.

Innsbruck.

J. B. Umberg S. J.

**Ehehindernis des Verbrechens?** Agnes W. hat am 17. XII. 1939 mit Franz W. eine kirchliche Ehe geschlossen. Gegen diese Verbindung, die inzwischen zivilgerichtlich geschieden wurde, ist ein kirchlicher Nichtigkeitsprozeß im Gange. Im Oktober 1945 nahm die W. den Josef S. zu sich in das Haus und hatte mit ihm Geschlechtsverkehr. Am 2. VII. 1946 wurde ihnen ein Kind geboren. Die beiden hatten sich gegenseitig die Ehe versprochen für den Fall, daß der Nichtigkeitsprozeß günstig ausgehe. Franz W. wird seit 31. I. 1945 in Rußland vermißt, und seine Frau hat jetzt die zivilgerichtliche Todeserklärung erwirkt. Ist eine kirchliche Trauung der Agnes W. mit Josef S. ohne Dispens möglich? Abgesehen von der Frage, ob Franz W. zur Zeit des erstmaligen Geschlechtsverkehrs der W. mit S. wirklich tot war (in welchem Falle keine Ehe mehr und damit auch kein Ehebruch vorgelegen wäre), war das Eheversprechen der beiden nur *bedingt*, auf den Fall des günstigen Ausgangs des Ehenichtigkeitsprozesses bezogen.

Zum Tatbestand des Ehehindernisses des Verbrechens gehört nach der Lehre der Kanonisten ein *unbedingtes* gegenseitiges Versprechen, nach dem Tode des im Wege stehenden rechtmäßigen Gatten die Ehe zu schließen, verbunden mit materiell und formell vollständigem Ehebruch. Die Kirche will dadurch das Leben des unschuldigen Gatten vor den Gefahren schützen, die aus einem solchen unmoralischen Versprechen entstehen können (vgl. H. Jone, Kirchliches Gesetzbuch, Erklärung zu can. 1075, n. 1). Die Absicht, nach dem Tode des anderen Gatten die Ehe zu schließen, kann, wie Cappello (Tractatus de sacramentis, vol. V., n. 484) sagt, für den äußeren Rechtsbereich im allgemeinen präsumiert werden, soweit nicht, wie in unserem Falle, das Gegenteil feststeht. Da Agnes W. und Josef S. sich die Ehe nur für den Fall des günstigen Ausgangs des Ehenichtigkeitsprozesses versprochen haben, so liegt das Hindernis des Verbrechens nicht vor, und sie können, falls sonst kein Hindernis vorhanden ist, vom Pfarrer ohne Dispens getraut werden.

Graz.

Univ.-Prof. Dr. Josef Trummer.

**Kirchliche Trauung nach erfolgter sanatio in radice.** Der bekanntnislose Johann P. hat sich vor 25 Jahren vor dem Magistrat der Stadt G. mit der katholischen Eleonore C. trauen lassen. Im Vorjahre wurde diese bloß standesamtliche Verbindung durch sanatio in radice in eine kirchliche Ehe umgewandelt. Das Ansuchen hatte die Frau ohne Wissen des Mannes gestellt. Johann P. hat sich jetzt zur Aufnahme in die Kirche gemeldet. Er möchte bei der Gelegenheit (anläßlich seines 25jährigen „Ehejubiläums“) auch feierlich in der Kirche getraut werden. Ist das möglich?

Eine kirchliche Nachtrauung nach erfolgter sanatio in radice ist nicht nur überflüssig, sondern auch unzulässig. Es ist nämlich im Wesen der sanatio in radice gelegen, daß durch sie eine ungültige Verbindung zu einer gültigen gemacht und gleichzeitig von allfälligen Hindernissen sowie von der Konsenserneuerung dispensiert wird (can. 1138, § 1). Da die Ehe erst im Augenblick der Aus-



stellung des Sanationsreskriptes (ex nunc) zu einer gültigen wurde (wenngleich die kanonischen Wirkungen für gewöhnlich schon auf den Zeitpunkt des ungültigen Eheabschlusses zurückbezogen werden), so ist Johann P. tatsächlich erst seit einem Jahre kirchlich gültig verheiratet. Eine kirchliche Feier seines 25jährigen „Ehejubiläums“ ist daher nicht am Platze, ja sie würde geradezu einer kirchlichen Anerkennung der bloß standesamtlichen Ehe für Katholiken gleichkommen.

Graz.

Univ.-Prof. Dr. Josef Trummer.

## Mitteilungen

**Vom elfenbeinernen Turm.** Unter den Anrufungen der Lauretanischen Litanei wirkt vielleicht keine so exotisch wie die Anrufung: „Du elfenbeinerner Turm“. Wir empfinden diese Wortverbindung als eine uns fremde Blüte morgenländischer Phantasie. Den „Turm“ verstehen wir. Ein Turm, das lehrt uns die Geschichte, ist oft der allerletzte Zufluchtsort bei Belagerungen gewesen. So würde also Maria auch hier unsere Zuflucht, unser „Schutz und Schirm“ genannt. Aber warum gerade ein „elfenbeinerner“ Turm? Wir können nachweisen, daß hier wirklich orientalische Poesie im Spiele ist. Im Hohenlied nennt der Bräutigam den Hals der Braut dem „elfenbeinernen Turm“ vergleichbar (7, 4). Standen wirklich im Heiligen Land elfenbeinerne Türme oder Paläste, wie sie im Psalm 44, 9 erwähnt werden? Wir können das ohneweiters annehmen. Wir wissen doch, daß auch die Griechen z. B. ihre Statuen mit Elfenbein und Gold bekleideten, die sogenannten „Chryselephantinen“. So werden wir auch annehmen können, daß tatsächlich im Heiligen Lande Türme und Paläste mit Elfenbeinplatten geschmückt waren.

Welche Beziehung hat nun das *Elfenbein* zu Maria, der reinsten Jungfrau und Mutter? Elfenbein ist fest und, künstlerisch bearbeitet, von besonders zierlicher Anmut. Damit wäre also ebenso die mutige Seelengröße Marias wie ihre Anmut und Lieblichkeit ausgedrückt. Dies genügt aber noch nicht zur Deutung dieser Anrufung. Damit die weiteren Ausführungen nicht allzu sehr überraschen, sei die Reimantiphon aus dem Offizium des hl. Dominikus herangezogen. Dort heißt es: „O Lumen Ecclesiae, doctor veritatis, rosa patientiae, ebur castitatis, aquam sapientiae propinasti gratis, praedicator gratiae, nos junge beatis“. Der Heilige wird also unter anderen ehrenden Prädikaten mit dem Namen „*Elfenbein der Keuschheit*“ bezeichnet. Kühl, fest, rein in seiner schimmernden Weiße, eignet sich das Elfenbein ganz ungezwungen als Sinnbild der Herzensreinheit, deren Bewahrung doch gerade eine kühle Festigkeit erheischt. Maria als „elfenbeinerner Turm“ wird demnach hier angerufen als Zuflucht und Hort der engelgleichen Tugend, des lieblichsten aller Vorzüge der unbefleckt Empfangenen. Sie ist von Natur aus, das heißt nach Gottes Willen, das idealste Vorbild und die gegebene Hüterin der Herzensreinheit.

Nun wenden wir uns zu größerer Verdeutlichung dieses Sinnbildes vom elfenbeinernen Turm der *Natur* des Elfenbeines zu. Es ist ein Stoff, der dem Tierreich entstammt, also animalischen Ursprungs ist. Damit leuchtet uns sofort der Gegensatz auf: animalisches Leben und Herzensreinheit. Wehmütig erkennen wir,

daß gerade in unserer animalischen Natur, in der Sinnensphäre, die Herzensreinheit ein gefährdetes Gebiet ist. Wir leben ja in einer gefallenen Welt, und jeder von uns kennt das „andere Gesetz in seinen Gliedern“, von dem der hl. Paulus spricht (Röm. 7, 23). Mehr oder weniger erfuhrt jeder von uns jene unheimliche Macht des Sinnenlebens, das sich uns in so manchen Versuchungen gar gewaltsam aufdrängen will. Wo ist da die schimmernde Weiße des Elfenbeins, wo die Festigkeit, wo vor allem die wohltuende Kühle? Alles scheint im Augenblick der Versuchung wie entschwunden, nur eines bleibt dem Gutwilligen: die Festigkeit des Elfenbeins! Den elfenbeinernen Turm vor Augen, gewinnt das Ideal wieder sicheren Grund unter den Füßen, Kraft strömt in die versuchte Seele, die Kraft der Gnade, die durch Marias Mutterschaft zu uns gekommen ist. Hier könnte man an die elfenbeinernen Behältnisse des allerheiligsten Sakramentes denken, die, oft in Turmesgestalt, das Sakrament bargen, von dem uns die ganze Kraft der Erlösung zuströmt.

Abgesehen von den großen Versuchungen, die wie angeweht über den Menschen kommen können, gibt es auch andere Anlässe, die des Elfenbeins schimmernde Weiße stören können. Bekanntlich bekommt das Elfenbein durch Berührung mit menschlichen Händen (man braucht nur die Tasten alter Orgeln oder Klaviere daraufhin anzusehen) eine *rötliche* Färbung. Sollte nicht auch da eine Deutung, eine sinnbildliche, verborgen sein für die schöne Tugend der Herzensreinheit? Wenn wir um uns blicken, sehen wir gerade in unseren Tagen — man möchte sagen — eine öffentliche Gefährdung der Herzensreinheit. Sportblätter, Modeblätter und andere „gebildete“ Hefte bringen Illustrationen, die nicht darnach angetan sind, die „modestia“, die Ehrbarkeit, zu hüten. Die Straßenbilder mit ihren modisch gekleideten Figuren, die Plakate mit ihren fast ausschließlich mit weiblichen Reizen spielenden Zeichnungen, Kino und anderes mehr bestätigen nur den Satz aus „Wallenstein“, daß es im Leben nicht möglich ist, „sich kinderrein zu halten“. Der Kindesunschuld selber wird manch verderblicher Stoß gegeben durch diesen überall lauern den Anreiz der Phantasie. Nun erst recht heißt es, die Festigkeit des Elfenbeins zu bewahren. Aber der weiße Schimmer? Der Verkehr leiht ihm einen rötlichen Anhauch, der im Gutgewillten auch seine Bedeutung hat. Auch hier können wir eine Schriftstelle und eine Wendung des kirchlichen Offiziums zur Erläuterung dieses rötlichen Anhauches heranziehen. Im Offizium der heiligen Martyrer zur Osterzeit (III. Noct.) heißt es, sie seien „weißer als Schnee . . . rötlicher als Elfenbein“. Die dazu gehörige Schriftstelle aus den Klageliedern des Propheten Jeremias (4, 7) spricht von den Nazaräern (Auserwählten), und es macht für unsere Deutung keinen wesentlichen Unterschied, wenn im Urtext Korallen zum Vergleich herangezogen sind. Ein Hinweis auf das *Martyrium*, dessen Farbe das leuchtende Blutrot ist, liegt offenbar hier verborgen. Auch Maria, der elfenbeinerne Turm, hat von diesem Rot empfangen. Im Offizium des Rosenkranzfestes (III. Noct.) feiert der hl. Bernhard Maria als weiße Rose, „weiß durch die Jungfräulichkeit, rot durch die Liebe“. . . Nun ist aber jede Liebe ein Martyrium, und jedes Martyrium der höchste Ausdruck der Liebe. Niemand also wird die Herzensreinheit lieben, der nicht auch ihr Martyr sein will. Und durch ein solches Martyrium geht der Mensch von heute mehr als die

Menschen früherer Zeiten. Überall Anreize, überall Lockung der Sinne! Der liebliche Schimmer von Elfenbeinweiß geht allenthalben durch den heißen Hauch entfesselter Sinnlichkeit: muß er da nicht trübe werden? Wer aber den guten und elfenbeinfesten Willen hat, sich rein zu erhalten, dem verleiht der „rötliche“ Schimmer einen Abglanz der Gloriole der Martyrer. Maria, die Reinste, hat durch ihre Liebe Gottes und durch ihre Liebe zu den armen, gefallen Menschen die bittersten Qualen der Seele tragen müssen, als ihr göttlicher Sohn jenen Widersachern ausgeliefert ward, die er selbst als „ehebreyerisches“ Geschlecht bezeichnet hat (Mt 12, 39). Um der Reinheit der Sitten ist sie die „Königin der Martyrer“ geworden, und jeder, der sich in allen Gefahren um die Behütung seines reinen Herzens bemüht, flüchtet zu ihr, deren elfenbeinerne Weiße im rotglühenden Glanz des Martyriums erstrahlt.

Eine Morgenröte nach dunkelster Nacht ist das Martyrium der Reue. Wie weh und leidvoll klingt eine solche Reue in den Bekenntnissen des hl. Augustinus und in den Aussprüchen anderer Heiliger nach! Auch das ist Elfenbein, rötlich angehaucht durch menschlichen Verkehr, das Wort im weitesten Sinne genommen. Niemand aber möge verzagen, dem der heiße Hauch der Sinne etwa die Seele schmerzvoll versengt hat. Die Kirche gibt einen Weg an im Gebet am Feste des hl. Aloisius, da sie uns lehrt, den Heiligen „in seiner Bußgesinnung nachzuahmen, wenn wir ihm schon nicht in der Unschuld haben folgen können“. Auch Reue ist Martyrium und wandelt das Weiß des Elfenbeins, wenn es getrübt wurde durch harte Versuchungen, in den rötlichen Glanz, den die Hl. Schrift und jenes Responsorium der Martyrer rühmend hervorhebt.

Marias Martyrium ging ganz in der Seele vor sich. Ein Schwert in der Seele hat ihr ja Simeon prophezeit. So bleibt sie als elfenbeinerne Turm auch ganz weiß „und keine Makel ist an ihr“. Sie ist der Turm „draconi impervia“, dem alten Drachen unzugänglich, wie es im Matutin-Hymnus des Immaculata-Festes heißt, somit auch der zuverlässigste Zufluchtsort der bedrängten Seele. Zu ihr auch können wir rufen: „Sei uns ein starker Turm vor dem Angesichte des Feindes“ (Psalm 60, 4) und wir werden uns wohlgeborgen wissen in der Andacht zu ihr, einer Andacht, die seit jeher von den heiligen Lehrern als sicheres Hilfsmittel zur Behütung der Seelenreinheit betrachtet wurde. So möchte man die Anrufung „Du elfenbeinerne Turm“ als sehr „aktuell“ in unserer Zeit allen recht empfehlen dürfen. Und wie Plastiken in Elfenbein sich vor solchen in Holz oder Metall durch ganz besondere Zierlichkeit und Feinheit auszeichnen, so wird auch der Blick zum Marianischen Ideal in unserer Seele eine geprägte Schönheit vor Gott hervorbringen. Diese zu pflegen, ist jeglicher Mühe wert.

Matrei am Brenner.

Wilhelm Friedrich Stolz.

**Ein neues Volksmeßbuch.** Der Umstand, daß die ersten Ausgaben dieses Meßbuches zu einer Zeit erschienen sind, in der es keines von den bisher üblichen Meßbüchern zu kaufen gab, hat viele auf den Gedanken gebracht, es handle sich bei dieser Neuerscheinung um einen Lückenbüßer, der die meßbuchlose Zeit überbrücken soll. Man werde aber dann, wenn es wieder Schott-

und Bomm-Meßbücher gebe, dem „Weg des Lebens“<sup>1)</sup> nur mehr wenig Beachtung schenken. Wer so denkt, kennt dieses Meßbuch nicht. Jeder, der dieses Werk nicht bloß „studiert“, sondern durch tatsächliche Verwendung daraus „geschöpft“ hat, ist überzeugt, daß es auch dann hätte geschaffen werden müssen, wenn es genug Meßbücher gegeben hätte, die das Missale Romanum in der bisher üblichen Weise dem Volke zugänglich machen.

In der Enzyklika „Mediator Dei“ schreibt der Heilige Vater: „Eine nicht geringe Anzahl der Gläubigen ist ja nicht einmal imstande, sich des ‚Römischen Meßbuches‘ zu bedienen, selbst wenn es in ihre Muttersprache übertragen ist.“ Über diese Schwierigkeit kommen die bisherigen Meßbücher nicht hinweg. So sehr es auch der liturgischen Bewegung gelungen ist, weite Kreise zu einer engeren Mitfeier der Messe zu bringen, ist doch das rechte Verstehen der heiligen Texte, ihre Bedeutung für gerade diese Opferfeier und für das konkrete Christenleben, man kann ruhig sagen, den meisten Meßbuchbenutzern verborgen geblieben. Diese Schwierigkeit sucht der „Weg des Lebens“ in weitgehendem Maße zu überbrücken. Kurz und klar werden die Texte jeder Messe erklärt und gedeutet; ja noch viel mehr: das ganze Kirchenjahr und das Jahr der Heiligen, das wie ein wunderbarer Kranz von Geheimnissen das Zentralgeheimnis des heiligen Opfers umgibt, wird für das asketische Streben des Christen fruchtbar gemacht. Diese großangelegte Tendenz des neuen Meßbuches bringt es mit sich, daß es sowohl in der Darstellung des Kirchenjahres wie auch in der Wiedergabe der für das Volk bestimmten Meßtexte einen Weg beschreitet, der von den bisherigen Volksmeßbüchern nicht beschritten wurde.

1. Die Auswertung des *Kirchenjahres*. Die Enzyklika „Mediator Dei“ wünscht nachdrücklich, daß die Gläubigen neben der „objektiven Frömmigkeit“ der Liturgie auch das subjektive, persönliche Beten eifrigst pflegen. Um dieses Anliegen zu fördern, ist im „Weg des Lebens“ der Versuch gemacht, den dreifachen asketischen Weg der Bekehrung, Bewährung und Verklärung — die altbewährte *via purgativa, illuminativa, unitiva* — mit der Feier des liturgischen Jahres zu verbinden (Aus dem Vorwort des Sonntagsmeßbuches). Unter diesem Gesichtspunkt beginnt dieses Meßbuch den Weg des Lebens im Kirchenjahr mit dem Sonntag Septuagesima. Dies entspricht überdies auch der altchristlichen Reihung. So beginnen auch heute noch die Brevierlesungen am Sonntag Septuagesima mit Gn 1, 1. In dieser Einteilung umfaßt

der *Bekehrungsweg* die Vorfasten-, Fasten- und Auferstehungszeit (= 17 Sonntage) als die Zeit der Bekehrung und der geistigen Auferstehung mit Christus,

<sup>1)</sup> Weg des Lebens im Kirchenjahr. Herausgegeben von Huber-Kammelberger.

a) Sonntagsmeßbuch (4 Bändchen). Kart. S 24.—, Halbleinen S 38.—, Ganzleinen S 44.—.

b) Sonntagsmeßbuch (1 Band). Ganzleinen S 25.—, Kunstleder S 30.—.

c) Die Heiligenfeste (9 Bändchen). Kart. je S 5.—, Halbleinen je S 8.—.

d) Behelfe, Sonderdrucke, Singstimmen, Opferfeierkarten usw. Linz 1947/48, Verlag der Katholischen Schriftenmission.



der *Bewährungsweg* die Zeit nach Pfingsten (= 17 Sonntage) als die Zeit der Bewährung im Christenleben, und

der *Verklärungsweg* die Voradvents- (18.—24. Sonntag n. Pf.), Advents- und Erscheinungszeit (= 17 Sonntage) als die Zeit der Erwartung und Vollendung in Christus.

Es ist kein Zweifel, daß diese konsequente Hinführung der Gläubigen zum asketischen Streben aus der Kraft der Motive des Kirchenjahres und der Liturgie heraus von einer mächtigen seelsorglichen und liturgie-erzieherischen Bedeutung ist. Unwillkürlich taucht hier die Frage auf: Sind wir berechtigt, allen hergebrachten Anschauungen entgegen, das liturgische Jahr mit Septuagesima beginnen zu lassen? Es ist interessant, was Pius Parsch, der Altmeister der liturgischen Erneuerung, in der Einleitung zu seiner neuesten Auflage „Das Jahr des Heiles“ (1947) dazu schreibt: „Wann soll dieses Jahr oder diese liturgische Zeit beginnen und schließen? Bisher haben wir die allgemeine Auffassung geteilt und es für selbstverständlich gehalten, daß das Kirchenjahr mit dem 1. Adventssonntag beginnt. Wenn wir aber wieder nach einer Begründung suchen und die liturgischen Bücher von vorn bis nach rückwärts studieren, so finden wir nicht die geringste Andeutung, daß das Kirchenjahr im Advent beginnen soll.“ Er vergleicht dann den Aufbau und die Gründe für das „historische“ Kirchenjahr (beginnend mit 1. Adventssonntag) mit dem „sakramentalen“ Kirchenjahr (beginnend mit Septuagesima) und sagt: „Die Leser werden zugeben, daß diese Auffassung des Kirchenjahres oder besser der kirchlichen Zeit unserer liturgischen Einstellung viel mehr entspricht . . . ,Warum gehst du dann nicht zur Darstellung des sakramentalen Kirchenjahres über?“ werden die Leser fragen? „Pius Parsch hat uns schon manchen radikalen Weg geführt!“ Ich war schon sehr daran, das „Jahr des Heiles“ nach dem sakramentalen Grundgedanken umzubauen und mit Septuagesima beginnen zu lassen . . . Doch ich stand von diesem radikalen Umbau ab. Es ist eine zu große Revolution von der hergebrachten Gewohnheit. Ich fürchtete, die Leser würden allzusehr verwirrt werden . . . Vielleicht ist es einer späteren Zeit vergönnt, kompromißlos die sakramentalen Gezeiten der Kirche zu begehen.“

2. Die Auswertung der *Meßtexte*. Jedem einzelnen Text der Messe ist eine kurze Einführung vorangestellt. Darüber schreibt Bischof Dr. Fließer: „Hierin überbietet das neue Volksmeßbuch alle bisherigen derartigen Darbietungen . . . Die konkrete Ausdeutung des Propriums, ja selbst des Commune auf jeden einzelnen Tagesheiligen erfüllt jeden Tag mit einem Schatz von Wahrheiten und Motiven — eine mühevollen Arbeit, die alle anderen bisherigen Meßbücher, namentlich bei Communeformularen, fast gänzlich dem Beten überlassen.“ Mit diesen Einführungen in jeden einzelnen Text verbindet der „Weg des Lebens“ eine großzügige Auswahl jener Texte, die für die Mitfeier des Volkes bestimmt sind.

a) Das *Proprium*. Für die Verwendung in der Gemeinschaftsmesse sind die *Gesangstexte* jeder Messe von einer Arbeitsgemeinschaft neu geformt worden, so daß sie sich für das rhythmische Sprechen trefflich eignen. Die Brüder Josef und Hermann Kronsteiner haben für diese Texte sehr beachtenswerte Vertonungen geschaffen, so daß für alle Sonntage und für die Feste 1. und 2. Klasse die Propriengesänge vertont vorliegen. In Fachkreisen haben diese Übersetzungen und Vertonungen sehr gute Aufnahme gefunden. Noch wertvoller als die Aufnahme in Fachkreisen aber

ist die gute Aufnahme im Volke, mit dem alle Texte und Vertonungen jahrelang praktisch erprobt wurden. Kein anderes deutsches Meßbuch hat so gründlich und so weitgehend für die Gestaltung der liturgischen Meßfeier vorgearbeitet.

Diese rhythmische Formung und Vertonung hat sicher auch einen großen katechetischen Wert. Gegen tausend Schriftworte voll tiefen Inhalts prägen sich durch das gemeinsame Beten und Singen mühelos dem Gedächtnis ein: ein überaus wertvoller Besitz für das ganze Leben!

Das Proprium ist zur Gänze in deutscher Sprache aufgenommen. Der Psalmvers des Eingangsliedes ist das einzige, was in den ersten Ausgaben des Meßbuches weggelassen ist. Er ist ja nur die Zitation jenes Psalmes, der in alter Zeit die Umrahmung für die Meßgesänge abgab; dieser erste Psalmvers hat darum für den Meßgedanken fast nie inhaltliche Bedeutung. Der Vollständigkeit halber wurde er in lateinischer Sprache in jenen neueren Ausgaben dieses Meßbuches aufgenommen, die auch die Gesangstexte der Messen in lateinischer Sprache bringen. Ein erstrebenswertes Ziel ist es, nicht bloß den ersten Vers und den Hauptvers, z. B. den „Versus ad repetendum“ dieses Rahmenpsalmes beim Introitus, aufzunehmen, sondern auch alle noch erhaltenen historischen Erweiterungsverse zum Offertorium und zur Communio in Druck erscheinen zu lassen. Dadurch ergibt sich für die Gemeinschaftsmesse die ideale Möglichkeit, die Meßgesänge in der alten dramatischen responsorialen Form zur Wirkung zu bringen. Tatsächlich sind die Herausgeber des Meßbuches daran gegangen, unter den Behelfen für die Gemeinschaftsmesse „Opferfeierkarten“ für alle Sonn- und Feiertage herauszugeben, in denen auch die für die Schola bestimmten Erweiterungsverse zu den Meßgesängen abgedruckt sind. Sie liegen zum Großteil bereits beim Verlag vor und werden von vielen Pfarren und Kommunitäten benützt.

Die Texte der *Lesungen* sind in den neueren Ausgaben des Meßbuches mit Erlaubnis des Verlages Herder dem Schott-Meßbuch entnommen.

b) Das *Ordinarium* ist in seiner Gänze jedem der einzelnen Bändchen beigegeben. Damit aber das störende Zurückblättern zum Ordinarium vermieden wird, liegt jedem Bändchen ein Kurzordinarium in Form eines zweiseitigen Einlegeblattes bei, das die nach der Hochamtsregel dem Volke zugewiesenen Texte enthält. So hat jeder Meßbuchbenützer die Texte der Messe in einem Guß vor sich, und selbst ein Kind kann sich darum in diesem Meßbuch leicht zurechtfinden. „Noch kein Autor hat den Gläubigen die inhaltliche Ausschöpfung der eigentlichen Meßfeier so leicht und die Handhabung des Meßbuches so störungsfrei gemacht“ (Bischof Dr. Fließner).

In der Auswahl der Ordinariumstexte hält sich der „Weg des Lebens“ eng an die Hochamtsregel. Das bringt es mit sich, daß viele den Verlust unentbehrlich scheinender Ordinariumstexte, wie Stufengebet, Opferungsgebet, Kommunionoration usw., in diesem Kurzordinarium schmerzlich vermissen. Soviele sehen noch immer das Ideal in der Privatmesse und suchen aus ihr Schätze für die Mitfeier des Volkes zu heben oder gar, von der Privatmesse ausgehend, neue Wege zu suchen, um die Mitfeier des Volkes zu befruchten. Hier steuern die Herausgeber des neuen Meßbuches unbeirrt auf das Ideal zu, auf das Hochamt. In der Meßfeier des ersten Jahrtausends und in den Rubriken finden sie das Ideal der

Mitfeier des Volkes deutlich kundgetan. Nach diesen Erfahrungen und Bestimmungen gibt das neue Meßbuch dem Volk das volle Proprium und den nach der Hochamtsregel dem Volke zustehenden Teil des Ordinariums. Die Herausgeber dieses Meßbuches glauben, es wagen zu dürfen, nur dieses Kurzordinarium dem Volke zu geben, da das Proprium durch die trefflichen Erklärungen so erschlossen wird, daß es nicht nötig erscheint, mehr Ordinarium dem Volke zu geben, als die Rubriken nach den Bestimmungen für das Hochamt ihm zuweisen. Dieser wagemutige Schritt ist ohne Zweifel für geistliche Kommunitäten und liturgische Gemeinschaften längst anzustreben und zum privaten Gebrauch der Gläubigen wohl gerechtfertigt. Für die Gestaltung solcher Gemeinschaftsmessen im gewöhnlichen Pfarrvolk ist es jedoch notwendig, daß schon die Kinder von der Schule auf zum Verstehen der Liturgie geschult werden. Der „Weg des Lebens“ aber ist wie kein anderes Buch geeignet, schon die Jugend in dieses Verständnis hineinzuwachsen zu lassen und das Volk für das liturgische Ideal reif zu machen!

3. Dieser *Erziehung* des Volkes zur *Liturgie* dient der „Weg des Lebens“ nicht nur dadurch, daß er die Gläubigen die Messe und das liturgische Jahr so mitfeiern läßt, wie es die Kirche wünscht, sondern auch durch viele auf den ersten Blick nicht auffallende „Kleinigkeiten“, die aber in ihrer Gesamtheit sehr beachtlich sind.

Der Meßaufbau ist aus liturgie-erziehlichen Gründen in jede einzelne Messe hineinverwoben, damit vor allem die Jugend immer wieder auf alle wichtigen Teile der Opferfeier aufmerksam gemacht wird. Selbst die einzelnen „Dominus vobiscum“ haben ihre Bedeutung: sie künden die wichtigsten Teile an und rufen zur Beantwortung durch das Volk auf.

Durch verschiedene Druckarten soll hauptsächlich die Textverteilung zwischen Priester, Schola und Volk angegeben werden. Wie das Ohr einzelne Stücke der Meßtexte als kräftigen Volksgesang, als Gesang der Schola oder als Solovortrag vernimmt, so soll dies das Auge durch verschiedene Druckarten sehen. Freilich leidet unter diesen Variationen nicht selten die Schönheit des Druckbildes. Dies wird sich sicher in späteren Ausgaben verbessern lassen.

Das Meßbuch hat auch eine Anzahl Bilder aufgenommen, die das Verstehen der großen Feste und Festzeiten unterstützen sollen. Sie sind leider nicht alle sehr glücklich getroffen; es sollte über dem katechetischen der künstlerische Wert nicht vernachlässigt werden.

An Heiligenfesten bringt das neue Meßbuch eine ausführliche Lebensbeschreibung des Tagesheiligen. Sie ist zumeist recht wertvoll zum Verständnis der folgenden Meßtexte und führt so auf ansprechende Art im Laufe eines ganzen Jahres ein großes Stück Kirchengeschichte vor Augen.

Das Alltagsmeßbuch gibt für jeden Tag, auch wenn kein Fest zu feiern ist, jene Messe an, die nach dem Wunsch der Kirche zu feiern ist. Bisher hat dies kaum ein Meßbuch gebracht.

Im „Weg des Lebens“ wurde auch der Versuch gemacht, schwer verständliche lateinische Bezeichnungen, z. B. die Rangstufen der einzelnen Feste und Zeiten des Kirchenjahres oder des Meßformulars (z. B. Graduale = Antwortlied), zu verdeutschen.

Das Meßbuch „Weg des Lebens“ ist kaum zwei Jahre alt. Die Seelsorge ist darum heute noch nicht hinlänglich auf dieses Werk

aufmerksam geworden. Dazu kommt noch die Scheu, neben dem „Schott“ einen neuen Text aufkommen zu lassen. Es ist erstaunlich, daß gerade in maßgeblichen Kreisen dieses Vorurteil aufgetaucht ist, wo doch der „Schott“ in der Zwischenkriegszeit ungefähr alle sechs Jahre die Texte geändert hat und sicher auch der neue Friedensschott Textänderungen bringen wird. Auf eine Einheit deutscher Propriertexte werden wir wohl noch lange verzichten müssen. Es ist aber kein Zweifel, daß dann, wenn ein deutscher Einheitstext der Proprien erstellt werden wird, die Texte des „Weg des Lebens“ weitgehend die Grundlage abgeben werden, da sie alle bisherigen Übersetzungen zweifellos übertreffen. So ist die Scheu vor dem neuen Text und vor der neuen Form unbegründet und tritt vor dem seelsorglichen Wert dieses Meßbuches gar nicht in Erscheinung.

So sind denn auch heute schon beträchtliche Stimmen aus der praktischen Seelsorge laut geworden, die die Bedeutung dieses neuen Meßbuches für alle Kreise unseres Volkes abschätzen lassen. Am grünen Tisch allein kann die seelsorgliche Kraft eines solchen Werkes nicht gemessen werden, aber aus seiner Bewährung in der Hand der Jugend, des durchschnittlichen Volkes, des Gebildeten, ja auch des Seelsorgers selbst müssen wir dem „Weg des Lebens“ eine große Bedeutung beimessen.

Linz a. d. D.

Franz Mittermayr.

**Zum Weltmissionssonntag** (24. Oktober 1948) erging nachstehender Aufruf an den hochwürdigen Klerus Österreichs:

„Die am 31. August 1948 in St. Gabriel unter dem Vorsitz des Nationalpräsidenten, Sr. Eminenz des Hochwürdigsten Herrn Kardinal-Erzbischofs Dr. Theodor Innitzer, versammelten Diözesanvertreter der Päpstlichen Missionswerke richten an alle hochwürdigen Mitbrüder des Welt- und Ordensklerus den herzlichen und dringlichen Appell, sie in der Erfüllung der ihnen vom Apostolischen Stuhl erteilten Aufgabe mitbrüderlich zu unterstützen. Erst jetzt können wir die ernste und entscheidende Lage der katholischen Weltmission nach dem zweiten Weltkrieg überschauen. Schwerste Sorgen um den Wiederaufbau der zerstörten Missionen, um ihre Entfaltung und Ausnützung der gegebenen günstigen Gelegenheiten lasten auf unserem Heiligen Vater und der heiligen Kongregation der Propaganda.

Aus dieser Erkenntnis heraus drängt der Apostolische Stuhl mit erhöhtem Nachdruck auf Erfüllung der hinlänglich bekannten päpstlichen Weisungen, die für die allgemeinen Bedürfnisse der katholischen Weltmission bestimmten Päpstlichen Missionswerke, des Werkes der Glaubensverbreitung (für die Erwachsenen), des Werkes der heiligen Kindheit (für die Kinder), des Werkes des hl. Petrus für die Heranbildung eines einheimischen Klerus und der Unio cleri pro missionibus in jeder Pfarrei einzuführen und den Ausbau mit allen Mitteln zu pflegen. Der österreichische Episkopat hat wiederholt auf diese Weisungen aufmerksam gemacht. Es handelt sich hier um eine priesterliche Verpflichtung, der wir ohne Abstrich an unserem Priestertum nicht entraten können. Dankbar gedenken wir jener Mitbrüder, die in priesterlicher katholischer Weltweite die Päpstlichen Missionswerke und den Missionsopfersinn ihrer Gemeinde pflegten und förderten, obschon ihre Kirchen in Trümmern lagen oder schwere Schäden erlitten hatten. Sie sind allen Mitbrüdern leuchtendes und mahnendes Vorbild geworden.



Wir alle sind mit seelsorglichen Arbeiten überbürdet. Aber in jeder Pfarrei werden sich geeignete und eifrige Laien finden, die bereit sind, unter Leitung und Aufsicht der Priester die Werbearbeit, Einziehung der Mitgliedsbeiträge, Verteilung der Zeitschriften und Führung der Mitgliederlisten zu übernehmen. Überall dort, wo die Werke blühen, haben daran die Laien wesentlichen Anteil. Die Verhältnisse haben sich im großen und ganzen so entwickelt, daß sie für die Einführung der Päpstlichen Missionswerke kein Hindernis mehr bieten. Die Missionszentralen der Diözesen werden mit Freuden die Bemühungen der Mitbrüder unterstützen, und die vom Bischof bestellten Dekanats-Missionsreferenten werden ihnen gerne hilfreich zur Hand gehen. Wer der Priester-Missionstagung in St. Gabriel beigewohnt hat, dem ist zum lebendigen Bewußtsein gekommen, daß Seelsorge und Weltmission unzertrennlich verbunden und wir als Priester auf die Weltkirche verpflichtet sind.“

## Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Karl Böcklinger, Linz a. d. D.

**Lehramtliche Entscheidung über Materie und Form bei der Spendung der höheren Weihen** (AAS, 40, 1948, p. 5 ss.). Eine *Constitutio Apostolica* „*Sacramentum Ordinis*“ vom 30. November 1947 bringt eine lehramtliche Entscheidung über die Materie und Form des Diakonats, Presbyterats und Episkopats. Einleitend verweist Papst Pius XII. auf die Einheit des Weihesakramentes und auf die Vielfalt von Riten und Zeremonien, die sich im Laufe der Zeit bei der Spendung des *Ordo* herausgebildet hat. Diese Vielfalt führte in einzelnen Fällen zu Zweifeln und Unklarheiten, so daß der Heilige Stuhl schon oft gebeten wurde, autoritativ zu entscheiden, was zur gültigen Spendung des *Ordo* notwendig sei. Es heißt dann, daß die Wirkung der Weihe (Weihewalt und Gnade) durch die Handauflegung und die Begleitworte genügend angedeutet wird; die römische Kirche hat obendrein immer die Weihespendung der Ostkirche als gültig anerkannt, obwohl diese eine Übergabe der Instrumente nicht kennt.

Der Papst entscheidet autoritativ: Beim Diakonat ist die Materie die (in diesem *Ordo* einzige) Handauflegung des Bischofs, die Form sind die Worte der Präfation, von denen die folgenden zur Gültigkeit wesentlich sind: „*Emitte in eum, quaesumus, Domine, Spiritum Sanctum, quo in opus ministerii tui fideliter exsequendi septiformis gratiae tuae munere roboretur.*“ Bei der Priesterweihe ist die Materie die erste Handauflegung des Bischofs, die schweigend geschieht (nicht aber ihre Fortsetzung mit der ausgestreckten rechten Hand zusammen mit den anwesenden Priestern, auch nicht die letzte Handauflegung bei der sogenannten Übertragung der Vollmacht der Sündenvergebung). Die Form sind die Worte der Präfation, von denen folgende wesentlich sind: „*Da, quaesumus, omnipotens Pater, in hunc famulum tuum Presbyterii dignitatem; innova in visceribus eius spiritum sanctitatis ut acceptum a Te, Deus, secundi meriti munus obtineat censuramque morum exemplo suae conversationis insinuet.*“ Bei der Bischofsweihe ist die Materie die Handauflegung des konsekrierenden Bischofs, die Form sind die Worte der Präfation, von denen folgende wesentlich sind: „*Comple in sacerdote*

tuo ministerii tui summam, et ornamentis totius glorificationis instructum coelestis unguenti rore sanctifica.“ Die Übergabe der Instrumente ist „wenigstens für die Zukunft“ nicht mehr zur Gültigkeit notwendig.

Obwohl bei der Handauflegung der „tactus moralis“ zur Gültigkeit genügt, wird der „tactus physicus“ zur erlaubten Spendung vorgeschrieben. Trotz der Entscheidung müssen alle Riten des Pontificale auch weiterhin genau eingehalten werden. Schließlich wird noch beigefügt, daß die Konstitution keine rückwirkende Kraft habe.

**Beichtjurisdiktion für Reisen mit dem Flugzeug** (AAS, 40, 1948, p. 17). Ein Motu proprio vom 16. Dezember 1947 dehnt die im can. 883 gegebenen Beichtfakultäten für Priester, die zu Schiff reisen, vollinhaltlich auch auf Priester aus, die mit dem Flugzeug reisen. (Can. 883 sagt u. a.: Beichtjurisdiktion während der ganzen Reise für alle, die auf dem Schiffe beichten, und während der Zwischenlandungen für Beichten auf dem Lande und auf dem Schiff; Bedingung: Jurisdiktion vom eigenen Ordinarius oder vom Ordinarius des Abreisehafens oder eines Zwischenlandehafens.)

**Verwendung der neuen lateinischen Psalmenübersetzung außerhalb des kirchlichen Stundengebetes** (AAS, 40, 1948, p. 41). Die Päpstliche Bibelkommission erklärte am 22. Oktober 1947 auf eine Anfrage, daß die neue lateinische Psalmenübersetzung auch außerhalb des kirchlichen Stundengebetes verwendet werden kann, wenn ganze Psalmen außerhalb der Messe gebetet oder gesungen werden.

**Jahresbericht der Rota Romana für 1947** (AAS, 40, 1948, p. 186 ss.). Im Jahre 1947 hat die Rota Romana 79 Prozesse mit einem Endurteil abgeschlossen, 78 davon waren Eheprozesse. 52 Fälle wurden positiv entschieden (davon 8 Fälle, in denen die Ehe zwar für gültig erklärt, aber die Dispens super rato befürwortet wird), nur 26 negativ (davon 3 Fälle, in denen die Ehe gültig erklärt und die Dispens super rato nicht befürwortet wird). Der häufigste Klagegrund war vis et metus (28 Fälle), exclusio boni prolis (20 Fälle) und impotentia (13 Fälle); bei diesen drei Klagegründen ist auch die günstigste Aussicht auf eine positive Entscheidung, ungünstiger sind die Aussichten bei defectus consensus.

vis et metus . . . . .	28 Prozesse	20 positiv	8 negativ
exclusio boni prolis . . . . .	20 „	15 „	5 „
impotentia . . . . .	13 „	8 „	5 „
defectus vel simul. consens. . . . .	7 „	3 „	4 „
condicio apposita . . . . .	2 „	—	2 „
exclusio boni sacramenti . . . . .	2 „	1 „	1 „
exclusio indissolubilitatis . . . . .	2 „	2 „	— „
clandestinitas . . . . .	2 „	1 „	1 „
amentia . . . . .	1 „	1 „	— „
impedimenta matrimonialia . . . . .	1 „	1 „	— „

78 Prozesse 52 positiv 26 negativ

(Vgl. auch die Tabellen in Heft 1, Jg. 1947, und Heft 1, Jg. 1948.)

**Ökumenische Konferenzen** („Osservatore Romano“, 6. VI. 1948). Eine Kundmachung (Monitum) des Heiligen Offiziums vom 5. VI. 1948 bringt in Erinnerung, daß es auf Grund von can. 1325, § 3,

für Kleriker und Laien verboten sei, an Konferenzen, in denen Glaubensfragen gemeinsam von Katholiken und Nichtkatholiken behandelt werden, ohne Erlaubnis des Heiligen Stuhles sowohl teilzunehmen als auch derartige Konferenzen einzuberufen und zu organisieren. Besonders genannt werden dabei die sogenannten „Ökumenischen Konferenzen“. Schließlich wird auch auf das Verbot gemeinsamer liturgischer Feiern mit Nichtkatholiken verwiesen (can. 1258, 731, § 2).

## Aus der Weltkirche

Von Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach, Luxemburg

### I. „Die feste Front des christlichen Gewissens“

Die Radiobotschaft des Papstes vom 2. Juni fand durchwegs sehr wenig Beachtung, da die Presseagenturen wieder einmal ihren wesentlichen Gehalt ungenau erfaßten, obschon der Heilige Vater seine Gedanken über das Christentum als Entscheidung und Tat in der markanten Formel von „der soliden Front des christlichen Gewissens“ ausprägte. Um dieses christliche Gewissen und sein opferbereites Erwachen ging es am 2. Juni, sowie um die brennenden Aufgaben, die sich gerade jetzt den „katholischen Kräften“ stellen. Es war eine Weiterführung dessen, was den Römern am Ostersonntag gesagt wurde.

Pius XII. erinnerte daran, daß sein ganzer Pontifikat unter dem Zeichen des Sturmes steht, der im wütenden Toben der Orkane das Schiffelein Petri, ohne ihm Ruhe zu gewähren, zwischen den Klippen umhertreibt. Der Stellvertreter Christi muß ein furchtloser Kämpfer sein. Sagt ja die Liturgie von ihm: „Da er oberster Bischof war, kannte er keine irdische Furcht.“ So haben es alle großen Päpste in ihrem Leben und in ihrer Tätigkeit gehalten. Dem Zwölften Pius schwebt dasselbe Ideal vor: „In einer Zeit, die aufgeregt und aufregend ist wie die unsere; in einer Zeit, in der Wahrheit und Irrtum, Gottesglaube und Gottesleugnung, Vormacht des Geistes und Triumph der Materie, Menschenwürde und Verzicht auf diese Würde, Vernunftordnung und Chaos der Unvernunft sich auf dem ganzen Erdkreise zum endgültigen Kampfe entgegenstehen, in einer solchen Zeit kann die Sendung der Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes sich nur dann segensreich entfalten oder erfüllen, wenn sie den Wahlspruch befolgt: *Terrena non metuit*.“

Doch der Papst allein kann den Kampf nicht ausfechten. Es gab einen Augenblick, wo „im Halbdunkel die Scheidungslinie zwischen den zwei Lagern einem oberflächlichen Blicke als verschiebbar erscheinen mochte.“ Dieser Augenblick ist vorüber, und „im großen Lichte der Wahrheit ist sie scharf bestimmt in jenen Punkten, wo sie zu fluktuieren schien. Wer immer noch einen Rest christlichen Bewußtseins auf dem Grunde seiner Seele bewahrt, muß vom Schläfe erwachen.“ Den Geruhsamen wird dieses notwendige Erwachen unsympathisch sein, weil es unerbittlich „Verzichte und Umstellungen“ fordert. Andererseits werden durch ein heilsames Erwachen der Christenheit „Energien freigemacht, die bisher zum schweren Schaden der einzelnen wie der Gemeinschaft in dumpfer Trägheit gebunden blieben“.

Nach welcher Richtung wird sich das neuerwachte christliche Bewußtsein betätigen? Die Gesinnungen, Entschlüsse und Taten

des aktiven Christentums beschränken sich keineswegs auf das Gebiet des „rein Religiösen“ (übrigens eine irrige Formel); sie „stoßen ins öffentliche Leben vor“. Wo immer auf bürgerlich-nationalem oder internationalem Boden moralische oder weltanschauliche Interessen berührt werden, sei es direkt oder indirekt, hat das Christentum als Christentum mitzusprechen.

Wie vollzieht sich der Einsatz der katholischen Kräfte? Wie verhalten sich Christentum und Katholische Aktion zu den politischen Parteien? „Trotz ihrer prinzipiellen Unabhängigkeit von politischen Strömungen und Parteien können die katholischen Kräfte bisweilen einen parallelen Kurs einschlagen, wenn gemeinsame Interessen dies nahelegen; sie arbeiten in paralleler Richtung mit Parteien, ohne sich darüber hinaus mit einer Partei zu identifizieren oder sich ihr unterzuordnen.“

„Gesinnungen, Entschlüsse und Taten bilden die feste Front des christlichen Gewissens, die zur rechten Zeit und am rechten Ort den Vormarsch des religiösen Nihilismus abbremst und sich gegen die Gewalttätigkeit der brutalen Macht stemmt, sowie gegen die Entwürdigung der menschlichen Persönlichkeit, gegen die Attentate auf die Gemeinschaft und die Verstöße gegen die rechte Gesellschaftsordnung.“

Grundbedingungen des Erfolges bleiben das entschlossene Durchhalten und die Wachsamkeit. Diese Wachsamkeit ist doppelt notwendig, wenn zwischen zwei Schlachten eine kurze Ruhepause eintritt. Es ist nicht erlaubt, „auf den Lorbeeren auszuruhen“ und die Kraft erschaffen zu lassen. Nach einem Siege hat das Christentum eine doppelte Aufgabe zu erfüllen: 1. Rettungsarbeit; 2. Aufbauarbeit.

Viele Arbeiter sind heute irreführt. Sie wollen Katholiken bleiben und kämpfen trotzdem als Mitläufer in antichristlichen Bewegungen (besonders in Italien). Obschon sie infolge eines doppelten Gewissens das Verwerfliche ihrer Handlungsweise nicht einsehen, sind sie tatsächlich „Hilfstruppen in den Reihen der Gottesleugner“. Mit Geduld und Güte muß man sie auf den Weg der Wahrheit zurückführen. Aber es könnte der Tag kommen, an dem die Kirche strenger gegen sie vorgehen muß, da sie ein gefährliches Krebsgeschwür am Körper der Christenheit darstellen.

Die Rettung dieser Irrenden „wird wesentlich abhängen von dem Ernst, der Ehrlichkeit, Energie und Selbstlosigkeit, die alle Gutgesinnten zur Lösung der fundamentalen Nachkriegsprobleme aufbringen. Im Mittelpunkt dieser Fragen stehen, sie alle beherrschend, die gerechten und notwendigen sozialen Reformen, und insbesondere die dringende Notwendigkeit, den minderbemittelten Schichten Wohnung, Brot und Arbeit zu sichern“.

Doch erwarte man sich von sozialen Reformen keine Sofortlösung aller Schwierigkeiten oder volle Befriedigung aller Wünsche! Diese Hoffnung wäre eitel, weil eine gute Verteilung der Wirtschaftsgüter zunächst eine weisere Organisierung der Produktion voraussetzt. Hier liegen vorläufig die großen Fragen. Es gibt Völker, die sich von Jahr zu Jahr ihrer Produktionssteigerung rühmen. Solange sich diese Produktivität mit Hilfe einer skrupellosen Konkurrenz auf dem Weltmarkte oder durch despotische staatliche Ausbeutung und Verknechtung der Arbeit behauptet, sind wir noch weit von der „sozialen Wirtschaft“ entfernt.



Die von unserer Zeit geforderten sozialen Reformen brauchen den christlichen Geist und die christlichen Prinzipien als ihre unentbehrliche Grundlage. Sie verlangen von den einen Verzicht und Opfergesinnung, von den anderen Verantwortungsgefühl und Geduld, von allen harte und zähe Arbeit. Es ist die Pflicht der Katholiken des ganzen Erdkreises, „sich nicht mit guten Absichten und schönen Programmen zu begnügen, sondern mutig zu deren praktischer Verwirklichung zu schreiten“. Darin bekundet sich am wirksamsten die starke Front des christlichen Gewissens.

Anschließend beschäftigte sich Pius XII. noch mit dem Kriege in Palästina und dem allgemeinen Friedensbedürfnis. Er krönte seine Rede mit der Ankündigung des 25. Heiligen Jahres für 1950.

## II. Der Lehrer der Menschheit und Vater der Völker

Am Vormittag des 20. Mai empfing der Papst die Mitglieder des seit 20 Jahren in Rom ansässigen „*Internationalen Institutes für die Vereinheitlichung des Privatrechtes*“, dessen Arbeit dem Juristen Pacelli vertraut und sympathisch ist. Grundgedanke der französischen Ansprache war der „Sinn für Recht und Gerechtigkeit“ sowie die notwendige Überzeugung von der Würde der menschlichen Persönlichkeit, deren Verteidigung das Leitmotiv im Programm des Zwölften Pius bildet. Mit der Anerkennung der Würde und der Rechte der menschlichen Person steht und fällt unvermeidlich die Anerkennung eines wirklichen Privatrechtes. Das gilt vornehmlich bezüglich des Eigentumsrechtes, das zu den Ausstrahlungen der „Persönlichkeit“ gehört und deshalb nur dort in seiner Bedeutung erfaßt wird, wo man die Würde der menschlichen Person richtig einschätzt. Leider hat die Achtung „unbestreitbarer Privatrechte“ sowohl innerhalb einzelner Völker als auch in internationalen Abmachungen und einseitigen Interventionen in unserer Zeit beängstigende Stöße erhalten.

In der zweitletzten Maiwoche tagte in Rom der vom „*International College of Surgeons*“ einberufene VI. *Internationale Kongreß für Chirurgie*. Pius XII. gewährte den 600 Teilnehmern am Abend des 20. Mai eine gemeinsame Audienz. Es waren Vertreter aus 32 Nationen zugegen, in der überwiegenden Mehrzahl Europäer und Amerikaner. Der Papst hielt eine längere italienische Rede, die in feiner Form und edlen Worten verschiedene Fragen der Berufsmoral des Chirurgen beleuchtete und ein großes Verständnis für das „intime Drama“ der Persönlichkeit des Chirurgen bekundete, der durch seinen Beruf der Träger einer tiefwurzelnden Verantwortung ist, weil er Menschen behandelt, deren lebender Körper hohe Ehrfurcht und strenge Gewissenhaftigkeit fordert sowie andauernde Sorgfalt heischt. Eingehender wurde die unerlaubte Tötung des ungeborenen Kindes besprochen: „Es gibt noch andere Fälle, die eigentlich an und für sich nicht verwickelter sind, weil ja die Pflicht deutlich erkennbar ist, aber umso schmerzlicher wegen der tragischen Folgen, die eine gewissenhafte Beobachtung der Moralpflichten zuweilen nach sich zieht. Es sind die Fälle, in denen das Sittengesetz sein Veto einlegt. Wenn es nur von euch abhinge, würde es euch vielleicht nicht schwer fallen, der Stimme eines nichtverstandenen Mitleides das Ohr zu verschließen und die Forderungen des Vernunftgesetzes über das Gefühl siegen zu lassen. Doch wie oft geratet ihr in Konflikt nicht nur mit dem Drängen niedriger und vulgärer Interessen oder unentschuldbarer Leiden-

schaft, sondern mit der begreiflichen Angst der Gatten- und Elternliebe! Trotzdem behält ein unverletzlicher Grundsatz seine Kraft: Gott allein ist der Herr über das Menschenleben und die Integrität des Körpers, seiner Glieder, Organe und Kräfte, jener insbesondere, die den Menschen mit dem Werke des Schöpfers verbinden. Weder Eltern noch Gatten noch der Patient selbst dürfen frei darüber verfügen. Wenn es verwerflich ist, einen Unschuldigen zu töten, um einen anderen Menschen zu retten, so ist es nicht weniger unerlaubt, sogar um eine Mutter zu retten, direkt den Tod eines kleinen Wesens zu verursachen, das, wenn auch nicht für diese Erde, dennoch für das zukünftige Leben zu einem hohen und erhabenen Ziele berufen ist. Ebenso ist es unerlaubt, durch einen aus sonstigen Gründen nicht gerechtfertigten Eingriff die Quellen des Lebens auszulöschen oder zu sterilisieren. Nur dann ist es statthaft, das Leben aufs Spiel zu setzen, wenn es in der Hoffnung geschieht, ein kostbares Gut zu schützen oder das Leben selbst zu retten oder zu verlängern.“

Am 23. Mai wollten ungefähr 6500 Arbeiter und Arbeiterinnen aus Rom, Neapel und den übrigen Teilen Mittel- und Süditaliens dem Papste ihre Anhänglichkeit beweisen. Als Pius seiner Freude und seinem Vertrauen in die Tätigkeit der *christlichen Arbeiterorganisationen* dankbaren Ausdruck verlieh, erging sein Wort gleichfalls an die katholischen Arbeiter der ganzen Welt, deren berechtigte Forderungen er bereits des öfteren unterstrichen hat. Die Macht und der Wert der katholischen Arbeiter gründen auf dem wohlverstandenen Gefühle ihrer Würde als Menschen, Familienväter, Bürger, Arbeiter, Christen.

Pius XII. richtete am 30. Mai eine *lateinische Rundfunkansprache an die ungarischen Katholiken*. Den äußeren Anlaß dazu bot der 10. Jahrestag des Eucharistischen Weltkongresses von Budapest, dem Kardinal Eugenio Pacelli als päpstlicher Legat beigewohnt hatte. Der aufmerksame Gestus des Stellvertreters Christi fand in Budapest begeisterte Aufnahme. Rund 250.000 Menschen sammelten sich vor der Stephansbasilika, um die päpstliche Radiobotschaft zu hören, die Msgr. Dudas, Bischof von Hajdudorog, in die Landessprache übersetzte. Daß der Papst seine Rede mit einigen ungarischen Sätzen begann und beschloß, hat die Masse der Anwesenden besonders ergriffen. Der Heilige Vater ließ seine Gedanken zunächst in das Kongreßjahr 1938 zurückschweifen und dankte nochmals für den großartigen Triumph, den ein christliches Volk damals dem Erlöser bereitete. Die ungarischen Katholiken haben sich bisher durch religiösen Eifer, edelmenschliches Empfinden, Tapferkeit, Eintracht und Festigkeit ausgezeichnet. Der hl. Stephanus bleibt auch insofern ihr König und Patron, als sie bis heute seinem Beispiel und seinem Geiste folgen. Ungarn ist noch in keinem Sturme zerbrochen; es gleicht einer lebensstarken Eiche, die zwar geschüttelt, aber nicht entwurzelt wird. Darum werden die Ungarn den jetzigen Kampf als Christen bestehen, die bis zum Ende ausharren. Das Gebot der Stunde fordert Treue zur Kirche, Gehorsam gegen die geistliche Obrigkeit, felsenfesten Glauben und unermüdliche Aktivität.

Das *Geheime Konsistorium* vom 21. Juni brachte keine außergewöhnlichen Ereignisse. Zwei orientalische Patriarchen wurden bestätigt, und die Kardinäle Pizzardo und Aloisi-Masella erhielten die suburbikarischen Bistümer Albano und Palestrina. Dekan des

Kollegiums ist Kardinal Marchetti-Selvaggiani, Bischof von Ostia und Frascati. (Hier die Reihenfolge der Kardinalbischöfe: Marchetti, Tisserant, Micara, Pizzardo, Aloisi-Masella). — Es wurde noch die Abstimmung der Kardinäle über die Heiligsprechung der seligen Johanna de Lestonnac und der sel. Vincenza Gerosa vorgenommen.

Zur Eröffnung des neuen römischen Seminars vom hl. Apostel Petrus für Seminaristen aus den Missionsländern sandte Pius XII. am 28. Juni eine „*Exhortatio ad Clerum indigenam*“, die ein Bild des katholischen Priesters zeichnet, der zur Selbstheiligung und zum aktiven, den Verhältnissen angepaßten Seeleneifer verpflichtet ist. Die übernationale Einheit der katholischen Kirche bekundet sich in schönster Form durch die treue Anhänglichkeit aller Priester an den Heiligen Stuhl. Aus dieser Verbundenheit mit Rom quillt desgleichen unerschütterliche Kraft: „Wenn ihr in Liebe und Treue mit der römischen Kirche verbunden seid; wenn ihr unwandelbar mit diesem Apostolischen Stuhle fühlt, dann werdet ihr stets furchtlos dastehen und inmitten vieler Mühen, Härten und Gefahren den Kampf des Herrn in der ersten Reihe durchfechten, ohne je das Vertrauen oder die Tatkraft zu verlieren.“ Am 11. Juli brachte der „*Osservatore Romano*“ ein von Msgr. Montini im Auftrage des Papstes redigiertes Schreiben an den Kardinal-Patriarchen Piazza von Venedig zur Orientierung der italienischen Seelsorge. Anlaß zu diesem Briefe waren die zehn „Kleruswochen“, die man auf der appeninischen Halbinsel vorbereitet. Ihr gemeinsames Thema lautet: „*Die Pfarrgemeinschaft*“, oder „die Pfarre als lebendige Gemeinschaft der Gläubigen, die unter der Leitung ihrer Priester beten, sich geistlich vervollkommen und in fruchtbaren Vereinigungen für alle möglichen guten Zwecke organisieren, um in dieser Weise die großen Ziele der Wahrheit und der Liebe zu erstreben, denen die katholische Kirche mit einer beständig sich erneuernden Energie nachgeht.“ Der Klerus muß vor allem die großen Probleme der Jetztzeit sehen und die schwere Verantwortung, die ihn zu einer gesteigerten Vollkommenheit des Lebens und des Apostolates nötigt. In den letzten Jahren wurde in Italien der Kontakt zwischen Priester und Volk intensiver. Auch in sozialen Fragen ist der Priester ein zuverlässiger Lehrer. Anderseits hat sich das Gottesbedürfnis verstärkt. Damit des Priesters Wort den gebührenden Anklang finde, muß er ein Mann der Frömmigkeit und des Studiums sein. „Um die Menschen von Härte und Egoismus zu befreien und ihr Herz den wahren Ewigkeitswerten des Lebens zu erschließen, ist nichts wirksamer als ein Priesterleben, das jeder Mittelmäßigkeit abhold ist und allem, was an Schläffheit, Egoismus und Lauheit grenzt.“ Die Vielgestaltigkeit der Mittel des Apostolates kann zur Gefahr für die priesterliche Innerlichkeit werden, und gegen die Ansteckung durch das moderne Heidentum muß sich der Gesalbte des Herrn wappnen. Frucht des Gebetes, des gesammelten und demütigen Lebens sowie des methodischen Studiums sollen sein die Erneuerung der Predigt und des Religionsunterrichtes, eine kräftige liturgische Bewegung, die geistliche Ausbildung jener Laien, die nach Selbstheiligung und Apostolat verlangen, sowie vertiefte Beziehungen zu den Familien, um sie zu Keimzellen sittlichen Ernstes und religiösen Bewußtseins auszugestalten. Eindrucksvoller erschalle die Kanzelrede der Bischöfe und Priester, die im Namen Gottes zur Heiligkeit und Liebe einladen! Jede Pfarrkirche möge ein Zentrum eucharistischer Anbetung und sakra-

mentalalen Lebens werden, das sich in Exerzitien und Schulungskursen nährt; das Pfarrhaus sei das Haus der Mildtätigkeit, des Rates und der edlen Freundschaft, und die Jugend finde im heiligen Bezirk auch ein Heim für frohe Erholung!

Nach dem Sturze des Faschismus konnten sich in Italien neben den Gewerkschaften der verschiedenen Richtungen wiederum *katholische Arbeitervereine konstituieren*. Mit einer sprachlich brauchbaren Abkürzung heißen sie ACLI. = Associazioni Cristiane dei Lavoratori Italiani. Im März 1945 hielten sie in Rom ihren ersten Nationalkongreß, dessen Teilnehmer der Papst am 11. des genannten Monats empfang, zu ihrer Arbeit ermutigte und mit praktischen Ratschlägen bedachte. Damals wurden zwei Fragen eingehender untersucht: 1. Wie verhalten sich die ACLI. zum gemischten Gewerkschaftsbund? 2. Welchen Beitrag leisten die ACLI. zur Herbeiführung der sozialen Neuordnung? — In der Gewerkschaftsfrage stand Pius vor der „vollendeten Tatsache“ der Gewerkschaftseinheit oder des Zusammenschlusses der christlichen, sozialistischen und kommunistischen Gewerkschaften zur „Confederazione Generale Italiana del Lavoro“ (CGIL.). Er machte die Arbeiter auf die Gefahren dieser Einheit aufmerksam, die sich nur dann als segensreich erweisen kann, wenn die CGIL. nie die gewerkschaftlichen Ziele überschreitet und nur für die Verteidigung der Arbeiterinteressen bei den Arbeitsverträgen gebraucht wird. Einen anderen Einfluß auf die Politik und öffentliche Meinung dürfe sie nicht ausüben. Leider versuchte die eine oder andere Richtung, aus der Gewerkschaft ein parteipolitisches Instrument zu machen, und vergaß sehr bald die anfänglichen versöhnlichen Beteuerungen. Darum kam es darauf an, möglichst viele Arbeiter in den ACLI. sozial, moralisch und religiös zu schulen, damit die Gewerkschaftsgruppierung nicht vom „evangelischen Geiste“ abgleite.

Die wirtschaftliche Erneuerung erwartete man sich einseitig von der *Verstaatlichung und Sozialisierung* der Betriebe. Die ACLI. sollen diese Reform nur dann befürworten, „wenn sie sich als das einzig wirksame Mittel“ zur Abstellung der Mißbräuche und zur Hebung der Produktivität im wirtschaftlichen Interesse der gesamten Nation erweise. Die Sozialisierung verpflichtet ferner zu einer gerechten Entschädigung. Die „Demokratisierung“ der Wirtschaft wird keineswegs erreicht, wenn organisierte Massen ihre Macht gebrauchen, um das Recht mit Füßen zu treten. Stärker als der Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern müßte sich die *solidarische Verbundenheit* aller Glieder derselben Berufs- und Wirtschaftseinheit auswirken, so daß man sich der gemeinsamen Verantwortung im Dienste am Allgemeinwohl und in der Förderung der Nationalwirtschaft bewußt werde.

Weil der Heilige Vater bereits oft die Rechte der Arbeit verteidigt und die Forderungen der sozialen Gerechtigkeit konkret umrissen hatte, durfte er sich in der Audienz vom 29. Juni 1948, an der sich 60.000 Aclisten beteiligten, auf die Diskussion der *spezifischen Aufgaben und Ziele der ACLI.* beschränken, um gewisse Pflichtenkreise der Arbeiter ebenfalls scharf ins Licht zu rücken. Nur dann ist das erfreuliche Wachsen der Mitgliederzahlen ausschlaggebend, wenn jeder Aclist einen neuen Soldaten Christi in der Welt der Arbeit bedeutet und das Programm der ACLI. sich



als „lebendiges Christentum“ in unserer trotz Überorganisation an lebendiger Realität armen Zeit verwirklicht.

Pius XII. begrüßte am 13. Juli den neuen *Botschafter der Republik Ecuador*, Don Manuel Larrea Ribadeneira, in einer spanischen Ansprache. Kennzeichen der Stunde ist „die Dürftigkeit an Früchten, um nicht zu sagen die Unfruchtbarkeit aller bisher nach dem Kriege unternommenen Bemühungen, um einen wahren, festen und endgültigen Frieden herbeizuführen, der allen, auch den Schwächeren, das gewährt und sichert, was ihnen zusteht... Es fehlt das Bewußtsein einer Sittennorm, die von allen anerkannt wird, die Gewissen bindet und darum unverletzlich ist. Diese sittliche Norm würde in den konkreten Friedensproblemen das Aufschäumen der partikulären und egoistischen Interessen abglätten und ebenso das ungeordnete Streben nach Macht bezähmen.“

Zur 34. „Sozialen Woche“ der französischen Katholiken, die vom 19.—24. Juli unter dem Titel „Übersee-Völker und abendländische Kultur“ in Lyon stattfand, schickte der Papst durch Msgr. Montini ein Ermutigungsschreiben, das die Notwendigkeit gewisser Entwicklungen voraussetzt und deshalb wünscht, daß sie sich in Ordnung, Gerechtigkeit und gegenseitigem Verständnis vollziehen. Die völkischen Eigenheiten der Kolonialvölker und ihr berechtigtes Verlangen nach sozialem Fortschritt sind stärker zu berücksichtigen. Die Kirche hat schon lange die Ausbeutungspolitik verurteilt und gibt das Beispiel eines wirklich übernationalen Denkens. Europa, Zentrum und Wiege der Katholizität, hat hoffentlich nicht aufgehört, eine Rolle ersten Ranges in der Neuordnung der Welt im Geiste der Brüderlichkeit und des Evangeliums zu spielen.

Wer möchte sich darüber wundern, daß dem Stellvertreter Christi die Festigung Italiens im christlichen Geiste gerade an der Schwelle eines Heiligen Jahres besonders am Herzen liegt? Er benützt jede sich bietende Gelegenheit, um die guten Elemente des Volkes — und es ist die vorwiegende Mehrheit — zu bestärken. So sagte er noch am 14. Juli 2000 Mitgliedern der Zoll- und Steuermiliz: „Der Geist des guten italienischen Volkes ist ein Geist alter Kultur, der sich von geschichtlicher Tradition nährt und aus einem tiefen religiösen Bewußtsein seine innerste Kraft schöpft. Nur dann ist das Pflichtgefühl fest und das Gewissen unerschrocken, wenn die Sittlichkeit des Menschen den Glauben an Gott und die ewigen Sanktionen als granitenes Fundament besitzt. Dieser Glaube war das Bollwerk Italiens im Laufe seiner Geschichte; für alle Schichten des Volkes muß er Stütze und Stern sein; ein leuchtender Stern, der in den ungeheuren Bemühungen, die Heimat aus ihrer Notlage aufzurichten, den Pfad der Hoffnung unverkennbar zeigt.“

### III. Aus verschiedenen Ländern

#### Belgien

In der Zeitschrift „Lumen Vitae“ (April-Juni 1948) veröffentlicht Giovanni Hoyois, aus der Nationaldirektion der katholischen Männeraktion, einen Beitrag über die *sittliche und religiöse Lage im wallonischen Teile Belgiens*. In Brüssel und in Wallonien ist im allgemeinen das Christentum weniger blühend als in Flandern. Genaue Statistiken liefert bloß die Diözese Namur mit einer stark ländlichen Bevölkerung. Die „vier feierlichen Akte“ (Taufe, feierliche Kommunion, religiöse Trauung, kirchliches Begräbnis) werden

durchwegs nicht vernachlässigt. Die „gewöhnliche Praxis“ hingegen ist stark im Niedergang in den Städten und in den Industriebezirken. Trotzdem darf man nicht behaupten, daß die Nichtpraktikanten den Glauben vollständig verloren haben. Der Einfluß von Kino, Sport und Sonntagsausflügen ist nicht zu verkennen. Der Krieg hat sich auf religiösem Gebiet teils günstig, teils ungünstig ausgewirkt. Nach der Befreiung beobachtete man ein Abnehmen der religiösen Praxis. (Im Jahre 1946 fehlten in der Stadt Namur 49 Prozent der erwachsenen Männer und 39 Prozent der Frauen bei der Osterkommunion; gewohnheitsmäßig fehlten bei der Sonntagsmesse 55 Prozent, bzw. 50 Prozent). Die militärischen und wirtschaftlichen Prüfungen und Krisen der letzten Jahrzehnte haben die sittlichen Prinzipien erschüttert und allmählich viele Gewissen zerrüttet; weithin herrscht der Utilitarismus. Die Familien- und Sexualmoral erlitt bedenkliche Stöße.

### Schweiz

Die schweizerischen Bischöfe hielten am 5. und 6. Juli in Einsiedeln ihre Jahreskonferenz ab, die sich mit den aktuellen und gemeinsamen Fragen der Seelsorge befaßte. „Oberste Sorge des Episkopates ist die *Reinerhaltung des Glaubensgutes*.“ Die Gefahren des Abfalls drohen besonders der Jugend, wenn Familie, Schule, Vereine und Kameradschaft Glaubensgeist und Glaubensfreude untergraben und zerstören. „Die schweizerischen Bischöfe ermahnen Seelsorger und Gläubige, bzgl. der Wichtigkeit der Predigt, des Religionsunterrichtes in der Schule und der Sonntagschristenlehre für die Schulentlassenen sich aller Verantwortung bewußt zu sein. Auch unsere Vereine und vorab die Jugendvereine sollen ihre Hauptaufgabe in der religiösen Schulung und Charakterbildung sehen . . . Grundlegende, vertiefende und erneuernde Schulungsarbeit leistet die Exerzitienbewegung. Die Werbung für die geschlossenen Exerzitien gehört in das Jahresprogramm einer jeden Pfarre und eines jeden Pfarrvereins.“ In der Adresse an den Heiligen Vater danken die Bischöfe für das „bedeutende richtunggebende Rundschreiben ‚Mediator Dei‘ über Liturgie und Gottesdienst und freuen sich, den im Rundschreiben dargelegten Belangen und Wünschen besondere Hirtensorge angedeihen zu lassen.“

Der im Jahre 1901 gegründete *Schweizerische Caritasverband* beschäftigt heute allein in der Caritaszentrale 200 Personen, davon 80 im Auslande. Protektor des Verbandes ist der Bischof von Basel und Lugano, Franz von Streng; Direktor ist Msgr. Crivelli. Der Zentralsitz der Caritas ist in Luzern. Nach dem Kriege hat sich die außerschweizerische Tätigkeit des Caritasverbandes ungeheuer ausgedehnt. Bis jetzt wurden über 7 Millionen Franken für Verfolgte und Flüchtlinge aufgebracht. Im Jahre 1947 gingen 980 Tonnen Waren im Werte von beinahe 6 Millionen Franken nach kriegsgeschädigten Gebieten (Frankreich, Belgien, Luxemburg, Holland, Deutschland, Polen usw.). Die Gesamtsumme der Nachkriegshilfe beziffert sich Mitte dieses Jahres auf 44 Millionen. Der Dienst der Liebesgabenpakete nach Deutschland, Österreich, Ungarn und Italien besorgte von 1947/48 insgesamt den Versand von 3193 Tonnen Bedarfsartikeln. Rund 5200 Kinder, Jugendliche, Priester, Greise fanden Aufnahme in Erholungskolonien. In Zusammenarbeit mit Luxemburg (das im Verhältnis zu seiner geringen Bevölkerungszahl Großes leistet), Belgien und Portugal

werden österreichische, ungarische und deutsche Kinder in diesen Ländern untergebracht. Auch das Internationale Caritassekretariat hat seinen Sitz in Luzern. So leistet die vom Kriege verschonte Schweiz durch die rührige Arbeit der christlichen Kräfte einen wertvollen Beitrag zum Wiederaufbau Europas.

#### Frankreich

Die „Orientierung“ vom 15. Juni berichtet in guter Zusammenfassung über zwei Grundströmungen des katholischen Denkens, die eines der wichtigsten Probleme aufwerfen, die sich heute der Theologie stellen. Auf intellektuellem Gebiete dreht sich die Diskussion um folgende Frage: Welche Bedeutung ist vom christlichen Standpunkte aus dem, was gegenwärtig durch wissenschaftlichen und technischen Fortschritt geleistet wird, beizumessen? Die überall die Harmonie sehenden und darum optimistisch eingestellten „Humanisten“ bejahen grundsätzlich den Wert alles dessen, was die Wissenschaft je an neuen Ergebnissen bringt, weil darin der Mensch das Werk des Schöpfers weiterführt. Der Christ wird sich dem menschlichen Schaffen mit um so mehr Freude widmen, als für ihn feststeht, daß dieses Schaffen für das fortschreitende Wachstum des Reiches Gottes, das hienieden beginnt, nicht gleichgültig ist. Diese Strömung hat viele Vertreter, u. a. bei den Wissenschaftlern des „Centre catholique des intellectuels français“, in der Arbeiterbewegung und bei der Jugend. Aufschlußreich sind Artikel und Bücher über den Heiligkeitstyp der nächsten Zeit, die Theologie der irdischen Realitäten und den Menschen in christlicher Schau. Dagegen behaupten die „Eschatogolisten“, daß nur eine Angelegenheit den Christen interessieren kann: immer gewissenhafter im mystischen Leben der anderen Welt, das uns gegeben ist, zu leben. Der wissenschaftliche und technische Einsatz will eher eine Welt bauen, die dem Gottesstaat entgegengesetzt ist und sehr leicht die Gefahr einer Vergottung der „Menschheit“ oder des „Immanenten“ gebiert. Die Eschatogolisten dürften sich nicht ohne Grund auf das von Pius XII. bei Anlaß des 50. Todestages der hl. Theresia von Lisieux neuerdings geprägte Heiligkeitsideal berufen (vgl. Quartalschrift 1948, 2. Heft, S. 157 f.). Worin besteht die „Weltaufgabe“ des Christen? Es ist dies zweifelsohne ein zentrales theologisches Problem. Der Katholizismus begreift in sich eine doppelte Polarität, je nachdem man ihn als Religion der „Menschwerdung“ (Inkarnation) oder als Religion des Jenseits (reine Transzendenz) auffaßt. Wie bestimmt sich genauer das Verhältnis zwischen der zeitlichen Entwicklung der Menschheit und derjenigen des Reiches Gottes? Beide Strömungen dürfen berechnete Ansprüche unterstreichen. Namhafte Theologen zeigen, wie das Christentum zugleich „Transzendenz“ und „Immanenz“, Weltliebe und Weltflucht, miteinander versöhnt. Kardinal Suchard von Paris hat in seinen zwei Fastenschreiben von 1947 und 1948 („Esort ou déclin de l'Eglise“, „Le sens de Dieu“) auf die Großzügigkeit der christlichen Lehre hingewiesen; er warnte zugleich vor der Gefahr des Naturalismus einerseits und einer Weltflucht andererseits, welche eine einseitige Betonung des einen Aspekts mit sich bringen könnten. Bei aller berechtigten Begeisterung für die „Immanenz“ darf man die „Transzendenz“ (den „sens de Dieu“) nicht vergessen. Jedenfalls zwingt der französische „christliche Humanismus“ zur ernstesten Erörterung des Problems der Verwirklichung des Gottesreiches in der Menschheitsgeschichte als Ganzem.

Die *Fastenpredigten* in Notre-Dame zu Paris hielt wiederum P. Michael Riquet S. J. über das Thema „Der Christ gegenüber dem Leben“ in einer mehr „humanistischen“ Färbung. In den beiden vergangenen Jahren behandelten seine Vorträge den „Christen vor den Ruinen“ und den „Christen und das Geld“.

Nach wie vor müssen die Katholiken Frankreichs um die *Schulfreiheit und die Anerkennung ihrer Schulrechte* kämpfen. Die katholischen Schulen entbehren der staatlichen Unterstützung. Nun versuchte Ministerpräsident Robert Schuman durch ein vom Gesundheitsminister Frau Poinso-Chapuit gezeichnetes Dekret durch Unterstützung der Familienschutzverbände, die seit drei Jahren vom Staate subventioniert werden, den betroffenen Eltern die Bezahlung der Schulgelder zu erleichtern. Nach heftigen parlamentarischen Kämpfen wurden die Katholiken in der Regierung durch den sozialistischen Koalitionspartner zum Rückzug und einem unbefriedigenden Kompromiß gezwungen, da das Dekret das Prinzip des laizistischen Staates verletzte. Die freien katholischen Schulen Frankreichs (Volks-, Mittel-, technische Schulen) zählen über 1,800.000 Schüler und Schülerinnen gegenüber 4,600.000 in den staatlichen Schulen. Gemäß der neuesten Verordnung wird die „Unterstützung“ von Familien gestattet, die bei der Erziehung ihrer Kinder mit materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

#### Vereinigte Staaten von Nordamerika

Am 1. Jänner 1948 überstieg die Katholikenzahl 26 Millionen mit einem Zuwachs von 807.524 gegenüber 1947. Erzdiozesen und Diözesen mit mehr als 1 Million Katholiken sind Chikago, Boston, New York, Philadelphia und Brooklyn. Die U.S.A. haben 41.727 Priester des Welt- und Ordensklerus. An den katholischen Universitäten und Kollegien wurden 220.226 Studenten registriert. Krankenhäuser gibt es 718, Krankenpflegerinnenschulen 377. Die Zahl der Konversionen belief sich im vergangenen Jahre auf 115.214. Äußerst intensiv arbeitet die katholische Caritas.

In der Diözese Trenton wurde vom 1. Oktober 1946 bis Ende November 1947 in sämtlichen Pfarreien eine systematische liturgische Schulung der Gläubigen durchgeführt. Der Gedanke der Verbindung von Messe und Kommunion wurde betont. Der Klerus ist sehr erfreut über die Erfolge der Aktion.

Die katholischen Schulen nahmen die christliche Gesellschaftslehre als Unterrichtsgegenstand und schufen in Anlehnung an die päpstlichen Enzykliken für die höheren Schulen eigene Lehrbücher über diese Gegenstände. — Msgr. Mc Nicholas, Erzbischof von Cincinnati, erließ ein auch in Rom beachtetes Hirtenschreiben über den Religionsunterricht an den katholischen Schulen. Er will, daß die Verfechter der neuen didaktischen Methoden, die sich beim Religionsunterricht nicht immer als segensreich erweisen, die genaue Formulierung der christlichen Lehre nicht unterschätzen, damit das religiöse Wissen der Katholiken nicht an Verschwommenheit leide.

#### IV. Die marianische Bewegung

Die ersten Nachkriegsjahre brachten nicht bloß den Wiederaufschwung nationaler und internationaler Pilgerfahrten nach Lourdes und Fátima, welch letzterer Erscheinungsort besonders durch die Krönungsfeierlichkeiten vom Mai 1946 stark ins Blickfeld rückte. Die Franzosen kamen auf den eigenartigen Gedanken,



von 1943 bis 1946 ein altehrwürdiges Bildnis der Gottesmutter durch 60 Diözesen und 8000 Pfarreien zu führen, um dadurch eine religiöse Erneuerung vorzubereiten. Ermutigt durch die Wirkungen dieser sogenannten „Großen Rückkehr“ (Grand Retour), entschloß man sich, zwischen dem 13. Mai 1947 und dem Maimonat 1948 ein Abbild der Statue von Fátima im Triumphzug durch Portugal, Holland, Luxemburg, Belgien und Spanien zu geleiten. Obschon die bleibenden Resultate ähnlicher Manifestationen vorläufig vielleicht gering sind, darf man sie keineswegs als nutzlos betrachten. Sie müssen eben ausgewertet und vertieft werden, wie Pius XII. den Organisatoren des „Grand Retour“ sagte. In Madrid beteiligten sich 800.000 Personen an der Ehrung der Madonna von Fátima. — Daß von überall in diesen letzten Jahren „Erscheinungen“ der Gottesmutter gemeldet werden, so beispielsweise auch aus Rom, ist sehr verständlich, nötigt aber die kirchlichen Autoritäten zu äußerster Vorsicht. — Die Amerikaner haben nach Franz Werfels „Lied von Bernadette“ einen großen Bernadette-Film produziert, der zwar nicht in allen historischen Einzelheiten der Kritik standhält, jedoch genau so wie Werfels in mehrere Sprachen übersetztes Buch als grandioser Wurf zu bezeichnen ist. — Die marianischen Sodalitäten erfreuen sich nach dem im Jänner 1945 vom Papste erhaltenen Ansporn einer neuen Vitalität und durften im Dezember 1947 auf dem internationalen Kongreß der Marianischen Kongregationen in Barcelona Vertreter aus 27 Nationen vereinen.

Überhaupt fanden nach dem Kriege bereits zahlreiche *Marianische Nationalkongresse* statt, nebst vielen Regionalkongressen. Den Auftakt gab Kolumbien im Juli 1946; es folgten Frankreich (La Salette) im September 1946, Kanada (Ottawa) im Mai 1947, Peru, Holland (Maastricht) im September, Argentinien (Luján) im Oktober und Brasilien (Petropolis) im Sommer 1948.

Die Diskussion über die Definierbarkeit der *Himmelfahrt Mariens* ist durch die Rundfrage des Heiligen Vaters an die Bischöfe (Sommer 1946) in ein neues Stadium getreten. Am stärksten begeisterte man sich dafür in Spanien, wo man mit der Himmelfahrt die allgemeine Mittlerschaft Mariens als Dogma wünscht, während anderswo gelegentlich auch zurückhaltende Stimmen laut werden. In diesem Sommer noch hat die Universität von Madrid in feierlicher Form die Definition der leiblichen Himmelfahrt der Gottesmutter gewünscht. Die Päpstliche Gregorianische Universität in Rom hatte schon am 12. Dezember 1946 durch Kardinal Pizzardo eine Petition eingereicht.

Am 30. Mai dieses Jahres weihte Bürgermeister Rebecchini die *Stadt Rom* im Beisein von Hunderttausenden dem Unbefleckten Herzen Mariens.

#### V. Kurznachrichten

Am 5. und 6. Mai wurde in Luxemburg die internationale *Tagung katholischer Redakteure* unter der Leitung von Abbé Merklen, Chefredakteur der Pariser Zeitung „La Croix“, abgehalten.

Das Generalkapitel der *Franziskaner-Konventualen* hat Pater Beda M. Heß zum Generalminister wiedergewählt.

Ende Mai hat Pius XII. sechs neue Mitglieder der *Päpstlichen Akademie der Wissenschaften* ernannt: Herbert Sidney Langfeld, Professor für Psychologie an der Princetown-Universität (U.S.A.); Eduard Cruz-Coke, Professor für physiologische Chemie und Patho-

logie an der Universität von Santiago de Chile; Edward Adelbert Doisy, Professor für Biochemie an der Universität Saint-Louis (U.S.A.); José M. Albareda-Herrera, Professor für Mineralogie in Madrid; Aloys de Castro, Professor für klinische Medizin in Rio de Janeiro; Sir Edward Appleton, Nobelpreisträger und Professor für Physik in London.

Am 11. Juni wurde das Tuto-Dekret für die Heiligsprechung der sel. Vincenza Gerosa verlesen.

Der „Osservatore Romano“ meldete am 13. Juni, daß zwischen *Indien und dem Heiligen Stuhle* diplomatische Beziehungen aufgenommen werden durch Errichtung einer Apostolischen Internuntiat-ur und einer indischen Gesandtschaft.

Die vatikanische Tageszeitung veröffentlichte das *Hirtenschreiben des polnischen Episkopates* an die Jugend und berichtete ausführlich über den ungarischen Schulkampf, sowie über das Verhältnis von Kirche und Staat in der Tschechoslowakei.

Die Stadt Rom enthüllte am 27. Juni in der Laurentiusbasilika eine *Danktafel für Pius XII.*, den „Defensor Civitatis“.

In diesem Jahre werden durch das *päpstliche Hilfswerk* über eine Million Kinder aus Italien in Ferienkolonien unterstützt.

Die katholische Prinzessin *Anna von Bourbon-Parma* hat sich ohne päpstliche Dispens von einem schismatischen Bischof mit dem rumänischen Exkönig Michael trauen lassen. Gemäß dem kanonischen Recht ist sie der Exkommunikation verfallen und von den Sakramenten ausgeschlossen.

Im Päpstlichen Bibelinstitut in Rom findet vom 27. September bis 1. Oktober die *X. Italienische Bibelwoche* statt, an der auch P. Bea S. J., Rektor des Bibelinstitutes, teilnimmt. Die Woche hat als Generalthema: „Die Probleme der drei ersten Kapitel der Genesis“, u. a. das anthropologische Problem in der Genesis (P. Bea).

In der Kirche des Russischen Kollegs in Rom wurde am 27. Juni der 67jährige russische Exdiplomate *Nikolaus Bock* zum Priester geweiht.

Der Rektor des Päpstlichen Bibelinstitutes berichtet im „Osservatore“ vom 25. Juli über aufsehenerregende *biblische Handschriftenfunde*. Es handelt sich vor allem um eine vollständige *Isaias-Handschrift*, vielleicht aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. Die Handschriften wurden in einer Höhle an der Nordküste des Toten Meeres entdeckt.

## Literatur

### A) Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

**Amann, Josef Anton.** *Der selige Hermann der Lahme*, Benediktinermönch von Reichenau. (Heilige der Heimat, Heft 15.) Kl. 8<sup>o</sup> (24). Höchst (Vorarlberg) 1948, Seeverlag H. Schneider. S 1.—.

**St. Augustine, The Lord's Sermon on the Mount.** Translated by John J. Jepson, S. S., Ph. D. with an introduction and notes by

the editors. (Ancient Christian Writers, The works of the fathers in translation, No. 5.) 8° (228). Westminster, Maryland, U. S. A., The Newman Press. Doll. 2.75.

**Bachmann, L. G. Wilbirg.** Das Leben einer Einsamen. 8° (440). Linz 1948, Verlag Hans Muck. Geb. Halbleinen mit Goldprägung und farbigem Umschlag S 36.—.

**Blick nach Osten.** Umschau im geistigen Leben der Völker des östlichen Mitteleuropas, Südosteuropas und der Sowjetunion. Erscheint vierteljährlich in inhaltlich übereinstimmenden Ausgaben in deutscher, französischer und englischer Sprache. 1. Jahrgang, 2. Heft. Klagenfurt-Wien, Verlag Ferdinand Kleinmayr. Preis des Heftes S 7.60, Sfr. 3.50.

**Brandweiner, Heinrich.** *Die christlichen Kirchen als souveräne Rechtsgemeinschaften.* 8° (116). Graz-Wien 1948, Verlag Ulrich Moser. Kart. S 18.60.

**Caramadre, D. Dr. Gabriele — Kröpfl, Ferdinand.** *Die Gottheit Jesu in den Sonn- und Festtagsevangeliën.* Aus dem Italienischen übersetzt und bearbeitet. Erster Band: Weihnachtsfestkreis / Osterfestkreis. 8° (304). 6 ganzseitige Abbildungen. Wels 1948, Verlag Franz Reisinger. Geb. in Halbleinwand S 24.—.

**Decker, Gertraud.** *St. Elisabeth von Thüringen — Das Rosenwunder.* (Eine volkstümliche Schriftenreihe, Heft 12.) 8° (48). Höchst (Vorarlberg) 1948, Seeverlag H. Schneider. S 1.50.

**Dillersberger, Josef.** *Lukas.* Das Evangelium des heiligen Lukas in theologischer und heilsgeschichtlicher Schau. 2. Band: Heiliger Anfang. 4. Auflage. 8° (184). Salzburg 1948, Otto-Müller-Verlag. Halbleinen geb. S 12.50.

**Egger, P. Karl, S. J.** *Heiratsspiegel, den Ehelustigen vorgehalten.* Kl. 8° (48). Höchst (Vorarlberg) 1948, Seeverlag H. Schneider. S 1.50.

**Egli, Engelmar, O. F. M. Cap.** *In Kreuz und Leid.* Kl. 8° (32). Höchst (Vorarlberg) 1948, Seeverlag H. Schneider. S —.90.

**Ephemerides Carmeliticae.** Cura Facultatis Theologicae de Urbe Ordinis Carmelitarum Discalceatorum editae. Annus II. — Fasc. I. Februarius 1948. Firenze, Libreria Fiorentina.

**Frankl, Viktor E.** *Die Psychotherapie in der Praxis.* Eine kasuistische Einführung für Ärzte. 8° (232). Wien 1947, Franz Deuticke. Geb. S. 45.—.

**Friard, A. Lourdes und seine Wunder.** Aus dem Französischen übersetzt von Franz Wimmer. 8° (160). Wels 1948, Verlagsbuchhandlung Franz Reisinger. Kart. S 8.50, geb. S 10.50.

**Geramb, Univ.-Prof., Dr. Viktor von.** *Sitte und Brauch in Österreich.* Dritte, verbesserte Auflage des Buches „Deutsches Brauchtum in Österreich“. Ein Handbuch zur Kenntnis und Pflege guter heimischer Volksbräuche. 8° (312). Graz 1948, Verlag der Alpenland-Buchhandlung. Geb. S 28.—.

**Hernegger, P. Beda, O. F. M.** *Katholische Solidarität! Ein Ruf zur Einheit und Gemeinschaft.* (Anruf und Aufruf. Zeitbücher zur katholischen Sendung „Zu uns komme Dein Reich!“ 1. Bd. Im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft „Regnum Christi“, Rom, Via Anicia 12.) 8° (176). Mödling bei Wien 1948, Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel. Kart. S 12.90.

**Hundstorfer, Dr. P. Rudolf.** *Die Adressaten des ersten Korintherbriefes.* Ein Versuch, die Empfänger dieses Briefes näher zu bestimmen. 8° (72). Kremsmünster 1948. Kommissionsverlag „Welsermühl“, Wels.

„**Kathpress**“. Katholische Pressezentrale. Eigentümer: Die Erzdiözese Wien. Verleger und Herausgeber: Domkapitular Prälat Jakob Fried. Wien, I., Herrengasse 14. Ausgabe A, Nr. 1222.

**Koppers**, Dr. Wilhelm. *Die Bhil in Zentralindien*. Herausgegeben vom Institut für Völkerkunde an der Universität Wien. (Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, Jahrgang VII, 1948.) 8° (388). Mit 20 Abbildungen im Text, 64 Abbildungen auf 16 Kunstdrucktafeln und 5 Karten. Horn-Wien 1948, Verlag Ferdinand Berger. Kart.

**Krause**, Dr. Adalbert, O. S. B. *Die Stiftsbibliothek in Admont*. 8° (40). Linz 1948, Oberösterreichischer Landesverlag. Brosch. S 3.60.

**Metzger**, Dr. Konrad (†). *Der Hirt im Aufbau der Gemeinde*. 8° (16). (Kleine Texte zu Theologie und Seelsorge, herausgegeben von Domkapitular Dr. Karl Rudolf, Nr. 14.) Wien 1948, Seelsorger-Verlag im Verlag Herder. Geh. S 1.60, Sfr. —.70.

**Metzler**, Dr. Franz Gebh. *Sichere Fahrt*. Ein lebenskundliches Büchlein für unsere Jungmännerwelt. Kl. 8° (52). Höchst (Vorarlberg) 1948, Seeverlag H. Schneider. S 1.50.

**Miller**, Raymond J., C. Ss. R. *Forthy Years After*. Pius XI and the Social Order. A Commentary. 8° (328). St. Paul, Minn. (U. S. A.) 1947, Fathers Rumble and Carty Radio Replies Press. Doll. 2.75, Cloth Bound Doll. 3.75.

**Morant**, P. Dr. Peter, O. F. M. Cap. *Das Psalmengebet*. Neu übersetzt und fürs Leben erklärt. 8° (1136). Schwyz 1948, Verlag der Drittordenszentrale. Verschiedene Ausgaben. Preis Fr. 35.— bis Fr. 59.50.

**Orientalia Christiana Periodica**. Volumen XIV (1948), N. I—II. Roma 1948, Pont. Institutum Orientalium Studiorum, Piazza Santa Maria Maggiore 7.

**Pius XII. Rundschreiben über die heilige Liturgie** (Mediator Dei). Offizieller lateinischer und deutscher Text. Wien 1948, Seelsorger-Verlag im Verlag Herder. Kart. S 8.20.

**Rußmann**, P. Dr. Josef, O. S. F. S. *Die Ehe in christlicher Existenz*. 8° (200). Wien-Düdingen (Schweiz) 1948, Franz-Sales-Verlag. Kart. S 16.20.

**Rußmann**, P. Dr. Josef, O. S. F. S. *Franz von Sales*. Ein Heiliger des christlichen Humanismus. 8° (152). Wien 1948, Verlag Herder. Pappband S 13.40, Sfr. 5.80.

**Schraner**, Anton. *Welt ohne Glauben*. Apologetisch-geschichtliche Fragen aus alter und neuer Zeit. 8° (266). Winterthur (Schweiz) 1948, Verlagsanstalt Konkordia.

**Soukup**, Dr. Leopold, O. S. B. *Natur und Gnade*. Eine nähere Bestimmung ihres gegenseitigen Verhältnisses. (Kleine Texte zu Theologie und Seelsorge, herausgegeben von Domkapitular Dr. Karl Rudolf, Nr. 8.) 8° (24). Wien 1948, Seelsorger-Verlag im Verlag Herder. Geh. S 2.80, Sfr. —.90.

**Staudinger**, P. Dr. Josef, S. J. *Das Schöne als Weltanschauung*. Im Lichte der platonisch-augustinischen Geisteshaltung. 8° (334). Wien 1948, Verlag Herder. Halbleinwand mit Schutzumschlag S 25.—, Sfr. 10.90.

**Stundenbuch unserer lieben Frau**. Nach dem neuen Römischen Psalter übersetzt und erklärt von *Claus Schedl*. Kl. 8° (112). Schärding 1948, Verlag J. Steinbrenner. Geb.

**Votivmesse vom Hl. Geist**. Bearbeitet von *Dr. Karl Borr. Frank*



und *Joh. Pretzenberger*. 8<sup>o</sup> (1). Wien 1948, Fährmann-Verlag. S —.10.

**Walleitner**, Josef. *Der Knecht*. Volks- und Lebenskunde eines Berufsstandes im Oberpinzgau. (Veröffentlichungen des Institutes für Volkskunde, Salzburg, Band 1.) 8<sup>o</sup> (104), 32 Abbildungen. Salzburg 1947, Otto-Müller-Verlag. Geb. S 14.90.

**Wessely**, Friedrich. *Dr. Lothar Kugler*. Der Kaplan von Sankt Othmar. Sein Leben und Wirken. 8<sup>o</sup> (196). Wien 1948, Verlag Herder. Geb. S 21.60, Sfr. 9.40.

**Zeder**, Heinrich. *Judas sucht einen Bruder*. Schicksale aus dem Freiheitskampf Österreichs. 8<sup>o</sup> (307). Wiener Dom-Verlag 1948. Geb. S 14.50.

Im Fährmann-Verlag (Verlag des Katholischen Jugendwerkes Österreichs) in Wien sind folgende Behelfe erschienen:

**Heissa Kathreinele**. Reigenheft. Zusammengestellt und bearbeitet von *Anni Friedrich*, Scherenschnitte von *Erna Puwein*. 8<sup>o</sup> (80). Herausgegeben von der Katholischen Jungschar Österreichs. Brosch. S 5.20.

**Die güldne Sonne**. Singbuch für die katholische Jugend. 8<sup>o</sup> (52). Brosch. S 2.—.

**Christofferus**. Ein Legendenspiel von *Otto Bruder*. Kl. 8<sup>o</sup> (68). Herausgegeben von der Laienspielgemeinschaft der Katholischen Jugend Österreichs. Wien 1947. Brosch. S 3.30.

**Erntedank**. Bäuerliche Spielfeier von *A. Kühner*. (Spielreihen der Katholischen Jugend Österreichs, Laienspiele Nr. 7.) Kl. 8<sup>o</sup> (32). Geh. S 2.20.

**Der verrostete Ritter**. Ein Spiel von der alles überwindenden Liebe. Von *Gustav Adolf Treutler*. (Spielreihen der Katholischen Jugend Österreichs, Laienspiele Nr. 6.) Kl. 8<sup>o</sup> (36). Geh. S 2.30.

**Wo die Liebe ist, da ist auch Gott**. Ein Spiel nach einer Geschichte von *L. N. Tolstoj*. Von *Fran Milrinski*. Nach der Übertragung von *Emil Smasek*. (Spielreihen der Katholischen Jugend Österreichs, Laienspiele Nr. 5.) Kl. 8<sup>o</sup> (40). Geh. S 2.30.

## B) Buchbesprechungen

**Kurze Einleitung in die Heiligen Bücher des Alten Testamentes**. Von *Bischof Dr. Alois Hudal* und *Prof. Dr. Joseph Ziegler*. Sechste Auflage, neubearbeitet von *Dr. Franz Sauer*. 8<sup>o</sup> (271). Graz-Wien 1948, „Styria“, Steirische Verlagsanstalt. Kart. S 32.—, geb. S 40.—.

Ein den Hörern der Theologie gewiß willkommenes, kurzgefaßtes, praktisches Lehrbuch der alttestamentlichen Einleitungswissenschaft, von dem bereits eine französische Übersetzung von *Abbé Marcel Grandclaude* (Mulhouse-Paris) vorliegt. Daß in der Neubearbeitung von Univ.-Prof. *Dr. Franz Sauer* nun die 6. Auflage hinausgeht, zeigt, daß das Werk die Probe aufs Exempel bestanden hat.

Aber nicht nur Theologiestudierende mögen das Buch mit Nutzen zur Hand nehmen, auch alle jene, die sich für die Bibel und für die mannigfachen Fragen der Entstehungs-, Text- und Kanongeschichte interessieren, werden da zeitgemäße Wegweisung und Aufhellung mancher Probleme erfahren. Auf jeden Fall ist die Angabe der einschlägigen Literatur so reichhaltig und auf den modernsten Stand gebracht, daß ein tieferes Eindringen und inten-

siveres Weiterarbeiten in die Teilgebiete biblischer Wissenschaft ermöglicht wird.

Möge das Buch in seiner straffen Kürze und soliden Verlässlichkeit wirklich Weg in das Wort der Schrift, wahrhaft Einführung in das Alte Testament sein für viele!

Linz a. d. D.

Dr. Max Hollnsteiner.

**Thomas heute.** Von Amadeo Silva-Tarouca. Zehn Vorträge zum Aufbau einer existentiellen Ordnungs-Metaphysik nach Thomas von Aquin. 8° (212). Wien 1947, Verlag Herder. Hlwd. S 28.—, sfr. 14.—.

Heute beginnt allenthalben der Kurs des Geistes wieder zu steigen. Auch das *Bedürfnis nach Thomas* ist wieder erwacht, und zwar mit einer Eindrucks-macht, die die aller alten kirchlichen Kundgebungen für Thomas weit übersteigt. Freilich ist es nicht so — Silva-Tarouca selbst gesteht das in dem hier anzuzeigenden Buch —, als ob das System des hl. Thomas ein Passe-partout des Alleswissens, ein Talisman gegen jeden Irrtum, ein Zauberelixier gegen jedes Problem wäre. Aber in der Tat finden sich bei Thomas in oft ganz unscheinbaren Sätzen zum voraus Antworten auf Fragen gegeben, die erst in der Gegenwart zu brennen angefangen haben. So enthüllt sich uns Thomas nicht als bloßer Begriffsdenker, sondern gerade auch als „existentieller Denker“ (wie das Modewort lautet), einfacher gesagt: als „Wirklichkeitssucher“; allerdings nicht — wie der Großteil der modernen Existentialphilosophie — sich bewußt auf das Unter-Logische beschränkend, sondern die ganze vom Logos durchwaltete und im göttlichen Logos aufgipfelnde Wirklichkeit suchend. Freilich kann es nun nicht einfach heißen: „Zurück zu Thomas!“, sondern nur: „Mit Thomas — vorwärts!“ Gerade das macht Silva-Tarouca deutlich. Der Innsbrucker Philosoph bleibt zwar selber noch innerhalb der Thomas-Interpretation. Aber er kaut nicht die Thesen des Aquinaten wieder, sondern hält sie uns unter originellen Gesichtspunkten selbständig gefügt vor das staunende Auge. Es ist vor allem Thomas der „Ordnungs-Philosoph“, den der Verfasser aufzeigt, der so meisterhaft verstand, was wir mit unserer, aus der Begegnung mit der modernen Philosophie erwachsenen neuen Denkerfahrung fortsetzen sollten: „Das real Geeinte ideal zu trennen und das real Getrennte ideal zu einen, also *Ordnung zu stiften*.“ In zehn Kapiteln, die sich trotz mancher Wiederholung (das Buch ist ja aus Vorträgen entstanden) stellenweise geradezu spannend lesen, können wir diese große Aufgabe am Vorbild des Aquinaten studieren. Wer immer also den Drang in sich spürt, an der geistigen Wiedergeburt unserer Zeit mitzuarbeiten, die Entthronung des Logos und damit Enthauptung des Menschen wieder gutzumachen durch eine neue Throneinsetzung des Logos und damit „Anakephalaiosis“, d. h. Wieder-Aufhäutung des Menschen, der lese dieses Buch.

Linz a. d. D.

Josef Knopp.

**Gottesburgen im Lande ob der Enns.** Von Dr. Alois Oberhammer. 8° (128). Mit 21 ganzseitigen Bildern. Bad Ischl 1948, Patria-Verlag. Geb. S 19.50.

Der als Journalist bekannte Verfasser behandelt in dem vorliegenden Werk nach zwei einleitenden Kapiteln Werden, Schicksale und Wirken von achtzehn alten Stiften und Klöstern (auch

aufgehobenen) unseres Landes. Auch der Kenner wird durch manche Einzelheit überrascht. Die Darstellung, die für weitere Kreise berechnet ist und daher auf historische Vollständigkeit und den wissenschaftlichen Apparat verzichtet, ist anregend und gewandt. Gut ausgewählte Lichtbilder beleben den Text. Darunter findet sich manche seltene Aufnahme, wie z. B. die des Grabsteines des seligen Abtes Konrad von Mondsee.

Außer einigen Druckfehlern und kleineren Versehen sind mir manche sachliche Unrichtigkeiten aufgefallen. Zu Seite 11 und 79 wäre zu bemerken, daß außer Schlierbach auch das Chorherrenstift Reichersberg der Aufhebung durch das „Dritte Reich“ entging. Das Privatgymnasium der Jesuiten auf dem Freinberg bei Linz, das bis 1938 bestand, konnte bis jetzt noch nicht wieder eröffnet werden (zu S. 18). Kremsmünster wurde vom Nationalsozialismus tatsächlich aufgehoben (zu S. 27; richtig S. 32). In Gleink sind Salesianerinnen, die mit dem Salvatorianerorden nichts zu tun haben (zu S. 46). Ob die Bezeichnung Höllengebirge mit Frau Holle zusammenhängt (S. 20), möchte ich bezweifeln.

Obwohl der Verfasser, wie er im Vorwort selbst andeutet, aus anderer politischer und weltanschaulicher Richtung kommt, ist seine Darstellung durchaus positiv. Immer wieder werden die Leistungen der Klöster als Träger einer tausendjährigen Kultur hervorgehoben, vor allem auch ihre Verdienste um das Schulwesen unterstrichen. Die Verwüstungen, die der Josephinische Klostersturm angerichtet hat, und der Vandalismus im Zusammenhang mit den Klosteraufhebungen der jüngsten Zeit werden an verschiedenen Stellen gebrandmarkt. Auch heute haben die Klöster der Welt noch etwas zu sagen und werden mit an unserer Zukunft bauen (Nachwort).

Oberhummerts Arbeit buchen wir als willkommenen Beitrag zur Landes- und Heimatkunde, zumal wir eine zusammenfassende Würdigung unserer ehrwürdigen Stifte und Klöster bisher entbehren mußten.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

**Nationalsozialismus und katholische Kirche in Österreich.** Von Prälat Jakob Fried, Domkapitular. 8<sup>o</sup> (248). Wien 1948, Wiener Dom-Verlag. Geb. in Halbleinen mit Schutzumschlag S 24.—

Prälat Fried, der selbst jahrelang durch die Kerker des Dritten Reiches geschleppt wurde, schildert im vorliegenden Werk, das seinen Ursprung einer Anregung des Heiligen Vaters Pius XII. verdankt und als österreichisches Gegenstück zu Bischof Neuhäuslers „Kreuz und Hakenkreuz“ gelten kann, den heimtückischen Kampf des nationalsozialistischen Regimes gegen die katholische Kirche in Österreich. Das Buch enthält eine Fülle hochinteressanten Materials über entscheidende kirchenpolitische Ereignisse, über das Vorgehen gegen Papst, Konkordat und Bischöfe, gegen kirchliche Einrichtungen verschiedenster Art, über die Schädigung der Jugend, die Behinderung der Seelsorge usw. Mit besonderer Anteilnahme verfolgt man die Schicksale der Bekenner und Märtyrer aus dem Laien- und Priesterstande der einzelnen Diözesen. Eine wertvolle Ergänzung bilden die im Anhang abgedruckten 25 Dokumente (kirchliche Kundgebungen, Hirtenbriefe, Erlässe, Predigten u. a.) sowie ein Verzeichnis der Kriegsoffer des österreichischen Klerus.

Daß bei einem derartigen Werk manche Angaben überholt sind, ehe sozusagen die Druckerschwärze ganz trocken ist, läßt sich kaum vermeiden. Die Ungleichmäßigkeit und Unvollständigkeit der zur Verfügung stehenden Quellen brachten es mit sich, daß man z. B. in dem Kapitel „Einzelne Priesterschicksale“ so manche Namen vermißt. Bei der Unsumme von Einzelberichten, die in dem Sammelwerk verarbeitet werden mußten, haben sich auch — ich konnte nur die die Diözese Linz betreffenden Angaben überprüfen — bei Namen und Daten nicht wenige Unrichtigkeiten und auch einzelne Verzeichnungen von Tatbeständen eingeschlichen.

Von diesen angedeuteten Mängeln abgesehen, ist Frieds Werk sicher eine verdienstvolle Leistung. Es ist nicht nur für die Gegenwart interessant, es wird vor allem auch für die Zukunft einen geschichtlichen Wert haben, da es Geschehnisse und Personen festhält, über die man sonst nach Ablauf einiger Jahrzehnte kaum mehr Genaues wüßte. Nicht zuletzt liegt der Wert dieser Veröffentlichung — vor allem auch für das Ausland — darin, daß sie den dokumentarischen Nachweis des Widerstandes der katholischen Kirche in Österreich gegen den Nationalsozialismus erbringt.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer.

**1848. Österreichs Ringen um Freiheit und Völkerfrieden vor hundert Jahren.** Von Dr. Alexander Novotny. 8<sup>o</sup> (214 und 20 Abbildungen). Graz-Wien 1948, „Styria“, Steirische Verlagsanstalt. Kart. S 15.90.

Nach Ernst Fischer (Österreich 1848, erschienen 1946) und Robert Endres (Revolution in Österreich 1848, erschienen 1947), einem enge nach Max Bach gearbeiteten Buch, versucht Novotny eine Darstellung, in der keine Tendenz vorherrschen oder überhandnehmen soll. Der Verfasser sagt: „Es ist fraglich, ob es gelungen ist, diese Absicht auch wirklich auszuführen“ (S. 196). Relativ, im Vergleich mit den zwei genannten Werken, ohne Zweifel. Absolut ist dies bei einem solchen Stoff wohl nicht möglich. Doch wird jeder Leser dem Verfasser das ehrliche Bemühen zubilligen müssen.

In fünf Abschnitten: Die Epoche, Der Ablauf, Das Problem (der „bürgerlichen“ Revolution), Die Lösung, Der Ausweg, zieht das Sturmjahr 1848, das so viele Fäden mit 1918 und mit der Gegenwart verbinden, an unseren Augen vorüber. Kleine Zeitregister am Eingang der Kapitel und 20 gut ausgewählte Bilder rücken die Ereignisse schärfer in das Bewußtsein. Die Interessenten für das Jahr 1848 seien auf das Buch Novotnys aufmerksam gemacht.

Linz a. d. D. Dr. Karl Eder.

**Askese und Laster in der Anschauung des Mittelalters.** Von Dr. Heinrich Fichtenau. 8<sup>o</sup> (128). Wien 1948, Verlag Hender. Kart. S 9.80. Auslandsausgabe Sfr. 4.20.

Der durch seine Bücher „Mensch und Schrift“ und „Grundzüge der Geschichte des Mittelalters“ bekannte Wiener Dozent betritt mit diesem neuen Buch das dunkle, so wenig bekannte Gebiet der mittelalterlichen Geistesgeschichte. Die Studie entstand aus zwei Vorträgen in der Wiener Katholischen Akademie über die „Historischen Wirkungen der christlichen Individualethik“. Der erste Abschnitt „Wesen und Wandlungen der Askese“ verbreitet sich über die grundsätzliche Seite der Frage, der zweite „Lasterkampf und Lasterlehre“ geht auf Einzelfragen ein. Wesent-



lich ist, daß es sich nicht um eine der früher üblichen Apologien handelt, sondern daß der Verfasser aus einer seltenen Kenntnis und Einfühlungsgabe in das Denken und Fühlen des Mittelalters an der Hand seiner Frage das pulsierende Leben jener Zeit aufzeigt. Für Theologen und Kulturhistoriker ein ungewöhnlich anregendes Buch, denn es geht um Probleme, „die zu den zentralsten der Historie, als einer Geschichte des Menschen in seinem inneren Wollen und Sollen“, zählen.

Linz a. d. D.

Dr. Karl Eder.

**Sakramententheologie bei den Nestorianern.** Von Wilhelm de Vries S. J. (*Orientalia Christiana Analecta*, Num. 133.) Gr. 8<sup>o</sup> (300). Roma 1947, Pont. Institutum Orientalium Studiorum, Piazza Santa Maria Maggiore 7.

Wegen der relativen Unabhängigkeit der Nestorianer von griechischen und lateinischen Einflüssen besitzt die Lehre dieser Sekte eine große Selbständigkeit. Sie ist aus diesem Grunde von nicht geringer Bedeutung für die Dogmengeschichte. De Vries, Professor am Päpstlichen Institut für Orientalische Studien in Rom, ein anerkannter Kenner des Nestorianismus, befaßt sich in diesem seinem neuesten Werke mit der nestorianischen Sakramententheologie. Er bietet eine erschöpfende und übersichtlich klare Darstellung. In der Einleitung lernen wir die Sakramentenlehre des hl. Aphraates und des Theodor von Mopsuestia in großen Zügen kennen. Beide Theologen, vor allem Theodor, haben ja auf die spätere Entwicklung nicht geringen Einfluß genommen. Außerdem bietet die Einleitung eine geschichtlich geordnete Quellenübersicht. Der erste Teil des Werkes gilt der allgemeinen Sakramentenlehre der Nestorianer: Die Mysterien als Symbol einer höheren Welt; Die Mysterien als göttliche Institution; Symbol und Wirklichkeit; Wirksamkeit der Mysterien. Der zweite Teil bespricht die einzelnen Mysterien der Nestorianer: Handauflegung, Eucharistie, Mönchsweihe, Begräbnisritus, Ehe, Beichte und Krankenölung. Im Schlußkapitel seiner Untersuchung stellt der Verfasser die Punkte, in denen sich die nestorianische Lehre immer konstant geblieben ist, jenen gegenüber, in denen sie eine Vertiefung und Durchdringung erfahren hat, und schließt mit dem Hinweis auf die rein nestorianischen Eigenheiten. Jeder Leser wird dem Verfasser voll zustimmen, wenn er schreibt: „Zum sachlichen Aufweis der wesentlichen Einhelligkeit der Tradition aller alten christlichen Gemeinschaften in der Lehre von den Sakramenten dürfte unsere Arbeit auch einen Beitrag geliefert haben.“

Linz a. d. D.

Dr. E. Schwarzbauer.

**Ehenichtigkeitsgründe.** Von Dr. Johann Morr, Dr. Nikolaus Markar-Markaroff und Viktor Pospisil-Kaisersschwert. 8<sup>o</sup> (116). Prag 1945. Zu beziehen durch Verlag Herder, Wien. S 5.—

**Die Verwaltung des hl. Ehesakramentes.** Für die Praxis zusammengestellt von Dr. Johann Morr und Dr. Nikolaus Markar-Markaroff. 8<sup>o</sup> (276). Wien 1946, Verlag Herder. Kart. S 8.40.

Die Ergebnisse wissenschaftlicher Werke ohneweiters in die Praxis umzusetzen, ist nicht jedermanns Sache. Der Seelsorger im praktischen Leben, der sich namentlich in größeren Städten gerade infolge der Entwicklung der letzten Jahre oft ganz plötzlich auf dem Gebiet des Eherechtes in schwierige Situationen versetzt sieht

und Fällen gegenübersteht, die rasch einer Lösung zugeführt werden sollen, ist für Werke, die aus der Praxis herausgewachsen und für diese bestimmt sind, besonders dankbar. Dieser Art sind die beiden Bücher.

Im erstgenannten werden Impotenz, Konsensmängel und im Anhang das Dispensverfahren bei *matrimonium ratum non consummation* sowie das Vorgehen bei Todeserklärung behandelt. Der Inhalt des Buches stimmt also mit dem Titel nicht ganz überein. Wertvoll ist die klare und fortschrittliche Behandlung der in Betracht kommenden medizinischen Fragen und die Beleuchtung des Stoffes durch Beispiele aus dem Leben.

Das zweite Buch ist besonders als Ratgeber des Pfarrers in der Pfarrkanzlei zu empfehlen. Es wird ihn vor Fehlentscheidungen und übereilten Handlungen ebenso bewahren, wie vor Leichtgläubigkeit schützen. Eine Reihe von Musterformularen erhöht die Verwendbarkeit des Werkes, und das Einfügen von Beispielen aus der täglichen Erfahrung verleiht dem der Rechtswissenschaft entnommenen Stoff eine gewisse Lebendigkeit. Daß es theoretischen Schulstreitigkeiten möglichst aus dem Wege geht oder die bestehenden Meinungen einfach referierend anführt, ergibt sich aus dem Zweck des Werkes. Auffallend ist, daß der als Anhang bezeichnete Teil genau die Hälfte des ganzen Bandes ausmacht. Die vielen Wiederholungen machen sich unangenehm bemerkbar, auch wenn sie von den Autoren, wie es im Schlußwort heißt, ausdrücklich beabsichtigt sind. Es wäre gut, wenn bei der Adoption (S. 8) das Verhältnis dieses Hindernisses zum staatlichen Recht erwähnt und bei *crimen* (S. 9) die vier Fälle besser herausgearbeitet würden. Bei der Mischehe (S. 45) wäre die Bemerkung nicht überflüssig, daß die Exkommunikation dem Ordinarius, und bei *matrimonium attentatum* (S. 93), daß die Exkommunikation dem Apostolischen Stuhl *simpliciter* reserviert ist. Für eine Neuauflage sei der Vorschlag unterbreitet, beide Werke in eines zu verschmelzen und unter Beibehaltung des Gesichtspunktes, für die Praxis zu schreiben, die Behandlung des Stoffes nach methodischen Prinzipien zu ordnen, den als Anhang bezeichneten Teil organisch einzubauen, die störenden Wiederholungen zu vermeiden und manches kürzer und präziser zu fassen. Die Brauchbarkeit des Werkes würde dadurch nur gewinnen.

Steyr.

Prof. Dr. August Bloderer.

**Der Operismus.** Eine Darlegung der Grundsätze des Christentums zur Lösung der sozialen Frage. Von Dr. Alois Wiesinger O. S. Cist. 8<sup>o</sup> (248). Linz 1948, Oberösterreichischer Landesverlag. Brosch. S 15.—

**1848—1948. Arbeiter der Faust und der Stirne, vereinigt euch!** Ein Aufruf an die Arbeiter der Welt. Von Alois Wiesinger. 8<sup>o</sup> (24). Linz 1948, Oberösterreichischer Landesverlag. Brosch. S 150.

Um es gleich zu sagen: Ich wünschte, das Buch „*Der Operismus*“ des Abtes von Schlierbach werde von allen Priestern und Theologen gelesen, ebenso von allen Laien, die in der sozialen Frage das brennendste Problem der Gegenwart sehen; denn es ist geeignet, das Problem in seiner Größe, aber auch die Schwierigkeit einer alle zufriedenstellenden Lösung aufzuzeigen. Seine Lektüre erspart das Studium größerer Werke, zeigt aber doch die ganze Reichweite des sozialen Fragenkomplexes und — trotz allem —

auch die dringende Notwendigkeit einer Bereinigung. Das scheint mir den größten Wert des Buches auszumachen, daß es die Augen öffnet und zum Nachdenken anregt. Wenn es das erreicht, wenn daraus eine fruchtbare Debatte sich entwickelt und wenn — darüber hinaus — Wege aufgezeigt werden, die gangbar und ziel führend sind, dann ist es wirklich eine bedeutsame Schrift.

Es ist auch sehr zu wünschen, daß man auf sozialistischer und kommunistischer Seite sich ernst mit den Ausführungen des Abtes beschäftigt, weil sie zeigen, daß man auf katholischer Seite sich sehr intensiv mit der sozialen Frage beschäftigt und mitarbeiten will an einer Lösung, die sowohl dem Arbeiter den ihm gebührenden Lohn und Lebensraum gewährt und ihn als vollberechtigtes Glied in die menschliche Gesellschaft und Wirtschaft einfügt als auch die Menschheit selbst wieder in den Zustand der Ruhe und Sicherheit führt. Wie eingehend sich derzeit Priester damit beschäftigen, zeigt die Tatsache, daß vor kurzem ein anderer Priester in unserer Diözese, Pfarrer Rudolf Hausleithner, mit seinem Buch „Gestalt und Gehalt der wahren Gesellschaft“ ernste Mahnworte zur sozialen Frage veröffentlicht hat. Mögen die Publikationen Wiesingers und Hausleithners dazu beitragen, der Arbeiterschaft endlich den Irrglauben zu nehmen, daß Kirche und Arbeiterschaft getrennt, ja feindlich sein müßten!

Auf Einzelheiten im „Operismus“ einzugehen, mangelt hier der Raum. Es wird manches nicht unwidersprochen bleiben, weder seitens der katholischen Soziologen und Moraltheologen (gegen letztere reitet ja der Verfasser eine frisch-fröhliche Attacke, die von manchem mit behaglichem Schmunzeln zur Kenntnis genommen, von anderen aber energisch zurückgewiesen werden wird) noch seitens marxistisch eingestellter Kreise.

Ziemlich viele Ausführungen und Stellungnahmen im „Operismus“ erinnern an Vogelsang, bzw. Orel. Viel ist Bezug genommen auf Leo XIII. („Rerum novarum“) und Pius XI. („Quadragesimo anno“); warum fast gar nicht auf Pius XII.? Gerade der Hinweis auf die zahlreichen sozialen Enunziationen des gegenwärtig regierenden Papstes hätte große psychologische Wirkung! Es scheint überhaupt, als ob das Manuskript schon längere Zeit fertiggestellt und vor der Drucklegung nur noch oberflächlich überarbeitet worden wäre. So ist dem Verfasser u. a. entgangen, daß Job 5, 7 (S. 9) nicht als biblisches Argument für die „Arbeitspflicht“ zitiert werden kann, denn im Urtext heißt es: „Der Mensch ist zum Leiden geboren wie der Vogel zum Fluge“ (vgl. die Übersetzungen von Rießler, Henne). S. 128 gegen Mitte soll es wohl heißen: „Sie, nämlich die Kritik der christlichen Reformer, hat den volksfremden Liberalismus gestürzt“ (nicht gestützt). Meines Erachtens ist auch der Ausdruck „Operismus“ nicht glücklich gewählt; er klingt zu stark als Fremdwort mit unbekanntem Inhalt.

Die zweite Schrift „Arbeiter der Faust und der Stirne, vereinigt euch!“ soll nach des Verfassers Absicht ein Aufruf an die Arbeiter der Welt sein (d. h. an alle, „welche zum Wohl der Gesellschaft tätig“ sind), in welchem zur Erinnerung an das „Kommunistische Manifest“, das 1848 erschien und die große sozialistische Bewegung ins Rollen brachte, die Lehren des Karl Marx berichtigt, bzw. weitergeführt werden sollen in der Richtung einer Wiederversöhnung von Arbeiterschaft und Kirche. Das ist ein

hohes Ziel, zu dessen Erreichung jeder mitarbeiten wird, der klaren Auges und guten Willens ist.

Linz a. d. D.

Dr. Ferdinand Spiesberger.

**Missarum Sollemnia.** Eine genetische Erklärung der römischen Messe. Von Josef Andreas Jungmann S. J. Zwei Bände 8<sup>o</sup> (XXX und 1226). Wien 1948, Verlag Herder. Ganzleinen S 142.—, Sfr. 68.—, DM. 50.—, Dollar 16.20.

Haupt- und Herzstück aller Seelsorge ist die Feier des heiligen Opfers. Hier strömen die Quellen göttlichen Lebens für den einzelnen Gläubigen wie für die Pfarrgemeinde und die ganze Kirche. Für jeden Priester bleibt die Frage nach der entsprechenden Gottesdienstgestaltung und der besten inneren und äußeren Anteilnahme seiner Gläubigen bei den verschiedenen Meßformen — die stille Messe nicht ausgenommen — eine der brennendsten. Trotz aller liturgischen Bewegung sind noch viele einzelne Probleme ungelöst. Manche Versuche mußten im Lichte der liturgiegeschichtlichen Forschung und des heute geltenden Rechtes als Fehllösung gebucht werden. Es war sogar notwendig, durch eine päpstliche Enzyklika über die heilige Liturgie die Grenzen abzustecken, um Irrwege und Abwege zu versperren.

Damit solche Gefahren in Zukunft vermieden und positive Richtlinien gewonnen werden können, ist kaum etwas zweckdienlicher als eingehendes Studium der geschichtlichen Entwicklung der heiligen Liturgie, wie es uns der berufene Fachmann P. Josef Andreas Jungmann mit diesem Werke ermöglicht. Der Verfasser gibt im ersten Teile einen umfassenden Überblick über die „Gestaltung der Messe im Wandel der Jahrhunderte“, angefangen von der Messe der Urkirche bis zur Meßfeier seit Pius X. Wie viel sagen uns da Kapitel wie: „Der Römische Stationsgottesdienst“ oder „Die Meßfeier am Ausgang des Mittelalters und die Tridentinische Reform“. Der zweite Teil behandelt „Wesen und Gestaltungen der Messe in der kirchlichen Gemeinschaft“. Hier lernen wir die wichtigsten geschichtlichen Meßformen und ihre Entwicklung kennen: den bischöflichen Gesamtgottesdienst bis zur Missa Sollemnis, die alte Presbytermesse bis zur Missa Cantata, schließlich die urchristliche häusliche Eucharistiefeier, die wir als Vorläuferin der Privatmesse betrachten können. Ein eigenes Kapitel behandelt die „Formen der Teilnahme des Volkes.“ Der dritte und umfangreichste Teil des Gesamtwerkes geht auf die einzelnen Teile der Messe ein, zeigt ihre Entwicklung im Laufe der Geschichte und ihre Funktion im Rahmen der Gesamtfeier. Hier ist mit staunenswertem Fleiß alles zusammengetragen und übersichtlich dargestellt, was die liturgiegeschichtlichen Forschungen der letzten Jahrhunderte über die Entstehung und den Wandel der einzelnen Gebetstexte und Zeremonien der römischen Messe an neuen Ergebnissen zutage gefördert haben.

Jeder Priester und Seelsorger, der mit den Problemen einer zeitgemäßen Gottesdienstgestaltung ringt und seine Gläubigen zur fruchtbaren Anteilnahme am heiligen Opfer führen will, wird dieses Werk mit höchstem Nutzen durcharbeiten. Man darf wirklich freudig anerkennen: Missarum Sollemnia ist das große Standardwerk der heutigen liturgischen Erneuerung. Es wird klärend und befruchtend, ja überaus segensreich für die ganze weitere Entwicklung der liturgischen Frage wirken.

Linz a. d. D.

Josef Huber.



**Introitus.** Betrachtungen zum Eingang in das Jahr. Von *Michael Pfliegler*. 8<sup>o</sup> (40). Wien 1947, Verlag Herder. Kart. S 3.80.

Der bekannte Wiener Pädagoge schenkt uns hier fünf Betrachtungen, mit denen er am Neujahrstag und den kommenden vier Sonntagen im Wiener Rundfunk in das Jahr 1947 eingeführt hat. Pfliegler geht vom jeweiligen Introitus der Messe aus, und dieser Introitus wird ihm ein Metanoie, ein Aufruf zu neuem Beginnen für den einzelnen Menschen, für die Familie, für das Land, für die Welt. Jeder Prediger greife nach diesem Heft und lerne hier, wie man dem von Angst und Unsicherheit gequälten Menschen dieser Tage den Trost und doch zugleich das Gericht der Botschaft Christi verkündet.

Linz a. d. D.

Dr. Ferdinand Klostermann.

**Bruder Tod.** Ein vermessenenes Gespräch. Von *Claus Schedl*. 8<sup>o</sup> (32). Wien 1947, Verlag Herder. Brosch. S 3.90.

Das Gespräch wird mit Gott geführt. Wir haben mehrere sehr ergreifende Darstellungen von Gesprächen des Menschen mit Gott. Denken wir an Peter Lippert, Der Mensch Job spricht mit Gott, oder Karl Rahner, Worte ins Schweigen. Wir sind immer zutiefst getroffen, wenn wir solchen Worten aus dem Innersten eines Menschen zu seinem Höchsten lauschen. DDr. Claus Schedl, der Übersetzer der Psalmen und Dozent in Wien, kommt aber mit einer Sprache, die am Wort Gottes geformt ist. Er wagt es, mit Gott über den Tod zu reden. Und Gott wird zum Tröster über den unvermeidlichen Ausgang jeglichen Menschenlebens im Tode, der uns als Bruder erscheint. Solch starker Trost geht von dem schmalen Büchlein aus.

Linz a. d. D.

Dr. Leopold Prohaska.

## C) Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt vom Referenten für Schrifttum des Seelsorgeamtes Linz.

**Der Gottmensch.** Von *Franz Dander S. J.* Wien, Eb. Seelsorgeamt. S —80.

Was haltet ihr von Christus? Diese Frage richtet der Gottmensch nicht nur an die Pharisäer, sondern an alle Menschen, die je zu ihm in Beziehung treten. Viele kennen wohl den Namen Jesus, aber das, was er eigentlich ist, das Geheimnis seiner Person und seines Werkes — wie wenig ist das alles unseren Christen der Gegenwart vertraut! Hier wird uns eine Kleinschrift geschenkt, die kurz und sachlich die christologischen Grundlehren darstellt.

**Moderne oder kirchliche Ehe. — Der christliche Ehemann. — Die christliche Ehefrau.** Von *P. Karl Egger S. J.* Höchst (Vorarlberg), Seeverlag H. Schneider. Je S 1.50.

Mit diesen drei Kleinschriften hat uns der kürzlich verstorbene Volksmissionär eine kostbare Gabe hinterlassen. Aus jeder Zeile spürt man, daß der Verfasser das Ideal der christlichen Eheauffassung und der christlichen Sitte gekannt, aber auch in die Seele des Volkes zu schreiben verstanden hat. Seine Standeslehren sind natürlich und faßlich, mit Zitaten und Beispielen gewürzt. Neben den Singerbriefen gehören sie zum Besten, was wir für unser

durchschnittliches Volk über diese Standesfragen an Kleinschriften zur Verfügung haben.

**Allerlei Käuze unter der Kanzel.** *Pfarrer Singers Volksbrief/25.* Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.—

Pfarrer Singer, der heuer sein 40jähriges Priesterjubiläum feiert, schenkt uns zugleich auch seine Jubiläumsgabe, seinen 25. Volksbrief. Durch seine Volksbriefe ist Pfarrer Singer nicht nur zu einem bis in die weitesten Kreise wirkenden Seelsorger, sondern auch zu einem bekannten und beliebten Volksschriftsteller geworden. In diesem Jubiläumsbrief spricht er über das rechte Anhören der Sonntagspredigt. Kaum einmal ist an die Kirchenbesucher ein so eindringlicher Ruf zum rechten Anhören des Gotteswortes gerichtet worden.

**Tanz, Kino, Lippenstift und Liebe.** Von Dr. Josef Binder. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.20.

Für die meisten Mädchen in der großen wie in der kleinen Stadt sind Tanz, Kino, Lippenstift und Liebe recht bedeutungsvolle Dinge. Hier versucht ein Berufsschul-Katechet in einer Form, die jedes werktätige Mädel anspricht, die Grundsätze einzupflanzen, die natürliche und christliche Sitte fordern. Der Weg, den dieses Büchlein einschlägt, läßt für die angekündigte „Schriftenreihe für junge werktätige Menschen“ wertvolle Kleinschriften erhoffen.

**Wesen und Wirken des katholischen Laienpriestertums.** Von P. Carl S. Rußmann O. S. F. S. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S —90.

Es hat seine Bedeutung, wenn heute, in der Zeit der katholischen Aktion und der Mündigwerdung des katholischen Laien, vom Laienpriestertum die Rede ist. Agere sequitur esse! Wollen wir im katholischen Laien den Willen zur Reichgottesarbeit entfachen, dann soll er zuerst hingeführt werden auf das Sein, das seiner Tätigkeit zugrundeliegt, auf das katholische Laienpriestertum. Aus dem taufpriesterlichen Sein des Katholiken folgt naturgemäß seine religiöse Betätigung. So wird die Wurzel der katholischen Aktion von dieser beachtenswerten Arbeit in sauberer Gliederung und Beweisführung dargelegt. Das ist das große Ziel und das große Verdienst dieser Schrift: Das Laienpriestertum ist kein methaphorischer Begriff, keine seichte Phrase, sondern beglückende und verpflichtende Wirklichkeit.

**Franziskus von Assisi.** Eine Auswahl von Worten des Heiligen. Ausgewählt und eingeleitet von P. Dr. Reinhold Messner O. F. M. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S —90.

Bruder Franz ist einer der größten und ansprechendsten Heiligen aller Zeiten, eine Lichtgestalt, die selbst Fernstehende immer wieder in ihren Bann zieht. Nirgends aber leuchtet uns der edle Glanz seines Menschentums unmittelbarer entgegen als in den Worten und Schriften dieses „Minnesängers Gottes“. Darum wird sich jeder freuen über dieses Büchlein, das uns einiges von dem zugänglich macht, was in Briefen und Mahnungen, in Gebeten und Gesängen dieses Heiligen fortlebt.

**Margareta M. Alacoque.** Aus Selbstbiographie und Briefen der Heiligen eingeleitet, ausgewählt und übersetzt von Eva Firkel. Wien, Verlag Herder. S —60.

Die Lektüre dieser Schrift läßt einen tiefen Eindruck zurück. Wie mächtig hat doch das gottmenschliche Herz die Nonne von Paray-le-Monial zu sich emporgerissen, und wie wunderbar hat



sich die Herz-Jesu-Verehrung von diesem einfachen Kloster aus über den ganzen Erdkreis verbreitet! Diese beiden Tatsachen werden an Hand der Selbstbiographie und der Briefe der Heiligen mit ergreifender Schlichtheit und Ursprünglichkeit dargestellt. Es tut unserer Zeit und unserem Volke not, von diesem göttlichen Feuer erwärmt und erhellt zu werden, das aus den Schriften dieser Heiligen lodert.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz, Landstraße 41. — Verlegt auf Grund Genehmigung Nr. 75 vom 9. Okt. 1945 des I. S. B. - Papierzuweisung: 403/48/1/139 (Textpapier).

#### Bezugsbedingungen

Der **Bezugspreis** für den Jahrgang 96/1948 beträgt S 18.—.

Die Quartalschrift kann auch im Wege des **Buchhandels** bezogen werden, doch sind dann allfällige Reklamationen nicht an unsere Administration, sondern an die betreffende Buchhandlung zu richten.

Das **Abonnement** gilt als fortgesetzt, wenn nicht bis 1. Dezember die **Abbestellung** erfolgt ist. Bei Bestellung während des Kalenderjahres werden die bereits erschienenen Quartalhefte nachgeliefert.

**Bestelladresse: Oberösterreichischer Landesverlag**

Ges. m. b. H., Linz a. d. Donau, Landstraße 41 (Österreich).

*Kunstanstalt für kirchliche Metallgeräte*

# Wilhelm Stiebler

*Linz an der Donau  
Herrenstraße Nr. 40*

*Erzeugung und Renovierung von kirchlichen  
Metallgeräten aus edlen und unedlen Metallen*

**Werkstätte** für relig. Plastik, Statuen, Reliefs usw.

---

AUSFÜHRUNG: HOLZ UND STEIN

**Bildhauer Hubert Haslinger**

LINZ, GRÜNAUERSTRASSE NR. 18

---

**O.-Ö. Glocken- u. Metallgießerei St. Florian**

Ges. m. b. H.

St. Florian bei Linz

Kirchenglocken aus bester Kupfer-, Zinn-, Bronze-, sowie aus  
zinnarmer Legierung (Florianer Legierung).

---

**HANS WÜRL** MALERMEISTER

LINZ - KLEINMÜNCHEN

Dauphinstraße Nr. 142 — Telefon 390552

empfiehlt sich zur Ausmalung von Kirchen, Kapellen  
sowie zur Restaurierung von Altären, Statuen usw.

ENTWÜRFE UNVERBINDLICH.

---

**Bildhauer**

**Josef Fürthner**

Linz a. d. Donau, Lederergasse Nr. 20a

Aufträge religiöser Plastiken sowie Restaurierungen  
werden übernommen.



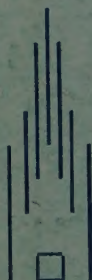
# KIRCHENMALEREIEN

SOWIE RESTAURIERUNGEN VON ALTÄREN,  
STATUEN, BILDERN USW. WERDEN VON MIR  
SORGFÄLTIG DURCHFÜHRT.

ENTWÜRFE UNVERBINDLICH / BESTE REFERENZEN

H. DUSCHEK, MALERMEISTER  
LINZ A. D. DONAU, Lederergasse 28

Bestand seit 80 Jahren



## Matthäus Schlager

### Dombaumeister

Linz a. d. Donau, Baumbachstraße Nr. 3

## Schriftenreihe »Kunst der Heimat«

Bisher erschienen:

Die Pfarrkirche von Hallstatt . . . . . S 2.—

Der Dom in Linz . . . . . S 4.50

Die Stiftsbibliothek in Admont . . . . . S 3.60

Die Dreifaltigkeitskirche in Stadl-Paura . . . . . S 2.80

Format Kl.-8<sup>0</sup>, zahlreiche Textabbildungen, broschiert.

Oberösterreichischer Landesverlag, Linz

## Architekturbüro

für kirchliche Bauten und karitative Anstalten

Architekt Hans Feichtelbauer

Linz a. d. Donau, Auf der Gugl 4

Fernruf 2 47 59